

## 4. Leistung und Ideologie

---

### DER KULT DES OBJEKTIVEN

Wer heute hinsichtlich der in den westlichen Gesellschaften hegemonialen Überzeugungen noch von Ideologie zu sprechen wagt, bekommt meistens eine Antwort wie die folgende. Als die Menschen früher an große Lehren und Erzählungen glaubten, gab es noch Ideologien, heute allerdings hat sich das erledigt. Wie Lyotard bereits in »Das postmoderne Wissen« betonte, ist an die Stelle des singulären Wahrheitsanspruchs früherer Doktrinen eine Pluralisierung der Sprachspiele getreten, die es nicht länger erlaubt, definitive Ansprüche auf Wahrheit zu formulieren. Wir sind stattdessen gezwungen, auf Letztbegründungen zu verzichten und müssen ertragen lernen, in einer permanenten intellektuellen Schwebelage zu existieren.<sup>1</sup> Nationalsozialismus und Kommunismus sind gleichermaßen gescheiterte Systeme und die heute existierenden Gottesstaaten nur eigentümliche Atavismen, die mit dem Fortschreiten der Geschichte schließlich in einer säkularen Gegenwart ankommen werden. Innerhalb dieser Logik erscheinen die westlichen Staatsordnungen als Systeme, die nach einem langen Leidensweg endlich im Zeitalter der liberalen Demokratie angekommen sind, das zwar nicht die Realisierung aller politischen Glücksversprechungen ist, allerdings frei von ideologischen Zumutungen und damit die beste aller denkbaren Ordnungen.<sup>2</sup>

Das Interessante an dieser Auffassung, die sich amüsanterweise ebenso als Erzählung verstehen lässt wie die von ihr verabschiedeten, liegt darin, mit welcher Eleganz sie sich durch Fremdattribution als Ausdruck einer politischen Entwicklung inszeniert, die in einem System angekommen ist, das für Ideologie keine Verwendung mehr hat. Der Trick dabei ist eine versteckte Negation, die durch den Ort der Aussage stillschweigend impliziert wird und dadurch nicht die Blöße riskiert, sich durch explizit-

te Formulierung verdächtig zu machen. Werden alle vergangenen mit- samt den aus der Reihe tanzenden politischen Systemen der Gegenwart als ideologische bezeichnet, kann dies nur ausgehend von einem Ort des Nicht-Ideologischen aus geschehen. Von diesem Punkt werden nüchterne Aussagen über alles jenseits seiner selbst getroffen und in dieser Nüch- ternheit – die es nicht nötig hat, einen Beweis anzutreten oder sich zu rechtfertigen – liegt das Nicht-Ideologische als Selbstevidenz für jeden of- fen zutage. Wie gut dies funktioniert, kann anhand der Verwandlung der Semantik des Begriffs Ideologie ermessen werden. Heute geht es nicht mehr darum, wer welcher Ideologie anhängt, geschweige denn darum, worin diese Ideologien inhaltlich bestehen – Ideologie ist immer und auf jeden Fall von Übel, da sie eine Verzerrung der Wahrheit darstellt, in de- ren vollem Besitz wir uns heute befinden.

Die dieser Anti-Ideologie korrespondierende Auffassung von Ideolo- gie setzt sich aus mehreren Elementen zusammen. Ideologie gilt als (ille- gitime) Methode, Überzeugungen und Ideen zu verbreiten, indem sie als universell dargestellt werden (was die Verunglimpfung und Ausschie- ßung anderer Standpunkte einschließt) und dadurch selbstverständlich erscheinen. Gemäß dieser Auffassung dient sie dem Zweck, die wahren gesellschaftlichen Zustände zu verschleiern, da sie aus sich selbst offen- sichtlich keine Legitimation generieren können.<sup>3</sup> Die Abgrenzung von der Ideologie geht demnach nicht nur mit der Behauptung einher, Zu- griff auf die Wahrheit selbst zu haben, sondern impliziert die Verkettung zahlreicher moralischer Ansprüche. Im System der Anti-Ideologie ist es nicht länger notwendig, die Bürger zu täuschen oder andere Standpunkte zu unterdrücken, noch geht es länger um Überzeugungen – vielmehr sprechen die Dinge für sich selbst. Vielleicht mögen sie nicht jedem ge- fallen, ja vielleicht gar niemandem, aber immerhin erscheinen sie unver- hüllt und können dadurch einer demokratischen Diskussion zugeführt werden, an der sich alle auf Grundlage gleicher Informationen beteiligen können, bis eine konsensuale Lösung gefunden ist. Die anti-ideologi- schen Regime der heutigen Zeit warten aus dieser Sicht mit zwei Verspre- chungen auf – Wahrheit und Ehrlichkeit.

Dies kann z.B. an der Akribie festgemacht werden, mit der die Bloß- stellung von Politikern betrieben wird, die ein wenig über die Stränge geschlagen sind. Ob gefälschte Dissertation, ein Darlehen beim reichen Kumpel, Sex auf Spesenrechnung oder Spendenaffäre, alles wird medial genüsslich seziiert und bis ins letzte Detail offen gelegt. Das ist mehr als

bloßer Voyeurismus, denn die Botschaft liegt vor allem im Subtext. Natürlich werden die Gebote von Wahrheit und Ehrlichkeit regelmäßig verletzt, doch in diesem Fall wird die staatliche Ordnung alles in ihrer Macht Stehende unternehmen, um der Verletzung ihrer Prinzipien Einhalt zu gebieten. Unehrllichkeit wird sogar dort bestraft, wo sie nicht einmal relevant ist. Ob, wie im Falle Guttenbergs, der Verteidigungsminister seine Doktorarbeit gefälscht hat, ist für die Ausübung seines Amtes offensichtlich gleichgültig, sonst wären nicht so viele Bürger mit seiner Politik so zufrieden gewesen. Trotz alledem hat er sich an den Grundsätzen von Wahrheit und Ehrlichkeit versündigt und in seiner Eigenschaft als öffentliche Person dadurch die Grundpfeiler der heutigen Ordnung in Frage gestellt. Nur sein Rücktritt konnte das Gleichgewicht wieder herstellen.

Slavoj Žižek hat die Anti-Ideologie in einem Interview als die schlimmste Form von Ideologie überhaupt bezeichnet.<sup>4</sup> Die Ideologie des Stalinismus z.B. war denkbar einfach anzugreifen. Dass Massenerschießungen dem Wohlergehen der Bürger ebenso wenig dienlich waren, wie die Zwangskollektivierung der Landwirtschaft, dürfte auch durch die Größe der allerorten aufgestellten Stalinbilder nur schwer zu kaschieren gewesen sein. Wenn es Menschen gab, die loyal zu Stalin standen, so nicht, weil sie ihn als Heilsbringer verehrt hätten (auch wenn es wie immer einige Verwirrte gegeben haben dürfte), sondern weil die Sowjetunion der einzige kommunistische Staat der Welt und damit Träger einer Idee war, die es in ihren Augen wert war, sogar jemanden wie Stalin zu ertragen. Die Anti-Ideologie gibt sich diese Blöße nicht. Sie anzugreifen läuft immer darauf hinaus, ihr nachweisen zu müssen, sie sei ungeachtet ihres Selbstanspruchs ebenso eine ideologische Ordnung wie alle ihr vorhergehenden auch. So laufen die meisten Kritiken des Neoliberalismus in der Strategie zusammen, ihn dem klassischen Verständnis von Ideologie gemäß (womit man ihr übrigens in die Falle läuft, da sie sich auf eben dieses stützt) mit dem Vorwurf zu konfrontieren, er sei ein von wenigen Lobbygruppen, Parteien und Wirtschaftsunternehmen durch Machtmittel und Geld in den Vordergrund der medialen und öffentlichen Aufmerksamkeit gedrängter Diskurs, dessen zentraler Zweck einzig darin liege, die Menschen davon abzuhalten, ihre eigentlichen Interessen zu erkennen. Die Antwort auf diesen Vorwurf liegt klassischerweise im Verweis darauf, die Wirtschaftspolitik würde von demokratisch gewählten Parteien gemacht, deren Politik Ausdruck des gesellschaftlichen Mehrheitswillens sei und schon allein deswegen nicht ideologisch sein kann, weil sie

jederzeit durch eine andere ersetzt werden könne, indem die Bürger bei der nächsten Wahl ihr Kreuzchen an anderer Stelle setzten. Oft wird noch der Verweis auf die öffentlichen Bibliotheken hinzugefügt, in denen auch das Werk von Marx und Lenin zu haben sei, oder auf die Vielfalt der Zeitungslandschaft, die auch zahlreiche Publikationen umfasse, die keinen wirtschaftsliberalen Kurs verfolgen würden.

Die Vorwürfe sind richtig, dummerweise sind die Gegenargumente es auch. Und genau hier liegt das zentrale Problem und die eigentliche List der Anti-Ideologie. Indem sie das Ideologische zurückweist, um sich auf den Boden dessen zu stellen, was sie als Wahrheit und Ehrlichkeit inszeniert, konstruiert sie einen Raum von Wirklichkeit, jenseits dessen alles andere maximal eine fixe Idee ist. Sie lädt uns ein, die Dinge so zu sehen, wie sie sind, und überdeckt durch eben diese Einladung und ihren Gestus der Zurückweisung alles Ideologischen, dass die sogenannte Faktizität der Dinge selbst eine auf Machtpraktiken zurückgehende Konstruktion ist, nicht aber eine Form objektiver Realität, die sich durch einfache Betrachtung erschließt. Dadurch konstruiert sie einen Raum des Intelligiblen,<sup>5</sup> für den sich nur Äußerungen qualifizieren, die auf die Objektivität der Dinge selbst zielen. Infolge dessen verwandelt sich jede Diskussion in einen leeren Diskurs, da einerseits zwar niemals ein abschließender Beweis für den Besitz der objektiven Wahrheit angetreten werden kann, andererseits jedoch jede Intervention in den Diskurs gezwungen ist, die Existenz dieses Beweises zu behaupten, um sich auf den Boden der Objektivität zu stellen, der den Zugang zum diskursiv Intelligiblen garantiert. Jeder darf z.B. behaupten, Nahrungsmittelspekulation würde den Welthunger verstärken, solange er versucht, einen objektiven Beweis für seine Behauptung vorzubringen. Genau dieser Versuch ist jedoch Garant der Wirkungslosigkeit seiner Aussage, denn ihm wird mit einem Gegenargument geantwortet werden, das auf anderen Rechnungen beruht und an die gleiche Objektivität appelliert. Wer aber schlicht und einfach feststellt, Nahrungsmittel seien ein Menschenrecht und sollten aus diesem Grund jeder Form von Spekulation entzogen werden, damit wir in einer Welt leben können, in der – und das wäre ja schon mal ein Anfang – immerhin alle Menschen etwas zu essen haben, wer solches fordert, ist ein Romantiker, ein Idealist – aber eben nicht mehr im Diskurs, da der normative Gehalt seiner Aussage sie zusammen mit deren Parteilichkeit in eine ideologische Aussage verwandelt. Und wer weiß, ob es überhaupt ratsam wäre, das normativ Gebotene zu tun? Vielleicht dient die Spekulation

in Wirklichkeit wichtigen Allokations- und Distributionsprozessen, ohne die alles noch viel schlimmer wäre? Der ideologische Charakter der Anti-Ideologie liegt demnach gerade in ihrer Behauptung, es gäbe eine Wahrheit und sie sei der Weg, zu selbiger unverdeckten Zugang zu erhalten. Das Normative, das Utopische, das Schöne, alles, was sich diesem Diskurs nicht unterwerfen kann oder will, wird von ihm an die Grenzen des Intelligiblen gedrängt und der Lächerlichkeit preisgegeben. Das Lachen aber ist eine wesentlich effizientere Methode, die Meinung des Anderen zu unterdrücken als das Gefängnis.

Wenn das Ideologische der Anti-Ideologie in ihrem Anspruch liegt, einen Zugang zur Wahrheit zu erschließen und diese zur einzigen Basis jedweden politischen Diskurses zu erheben, stellt sich die Frage, was dieser Haltung theoretisch entgegen zu setzen ist. Konnte klassischen ideologischen Regimen wie z.B. dem der DDR in Tradition des kantschen *sapere aude* vorgehalten werden, ihr Anspruch würde sich nicht mit der Wirklichkeit decken, der Verweis auf die Objektivität also als subversives Argumentationsmuster verwendet werden, stellt sich die Situation nun genau anders herum dar. Einer auf der Wirklichkeit fußenden Ordnung kann nur die Utopie entgegengestellt werden, wie es etwa die Globalisierungskritiker machen, wenn sie dem berühmten Spruch Margaret Thatchers »There is no alternative« ihr »Eine andere Welt ist möglich« entgegenhalten. Die Kraft dieses Einwandes ist zwangsläufig schwach, da sie sich gegenüber einer Ordnung, die Realität und Objektivität zur einzigen Norm des Diskursiven erhebt, nicht zu legitimieren vermag. Allenfalls kommt er als emotionales Supplement in Frage.

## ANTI-IDEOLOGIE ALS HEGEMONIE

Die Entgegnung auf die Anti-Ideologie kann demnach nicht darin liegen, die von ihr entzauberte Welt wieder mit Magie aufzuladen. Vielmehr sollte sie in einem unbeeindruckten Achselzucken bestehen. Das Ideologische ist bei näherem Hinsehen nicht das Problem und dies zu beweisen denkbar einfach. Dies ergibt sich bereits aus einer einfachen erkenntnistheoretischen Überlegung, die vor allem durch den Poststrukturalismus in den Vordergrund gerückt wurde. Wenn wir durch die Sprache auf die Welt zugreifen, diese Sprache aber ein Kulturprodukt ist, ist die Welt immer schon kulturell überformt, anstatt sich in ihrem Wesen zu präsentie-

ren. Damit ist die Welt eine diskursiv hergestellte soziale Konstruktion, deren konkrete Gestalt wesentlich von denjenigen bestimmt wird, die Zugang zu den Schlüsselstellen sozialer Diskursproduktion besitzen.

Dieses einleuchtende Argument muss zunächst von einer verbreiteten Fehlinterpretation abgegrenzt werden, denn heute wird es häufig verwendet, um einen scheinbar so aufgeklärten wie toleranten Relativismus heraufzubeschwören, dessen primärer Verdienst darin liegt, jeder ernsthaften Diskussion den Boden zu entziehen. Dieser Relativismus entsteht, sobald die sozialkonstruktivistische Implikation des Arguments unzulässig radikalisiert wird. Wenn die Welt nichts als eine diskursive Konstruktion wäre, die aufgrund der Unzugänglichkeit des An-sich-Seienden nicht als Repräsentation verstanden werden darf (da dies ein Rückfall in den Objektivismus wäre), wiese sie als Konstruktion keinen Kontakt mehr zu irgendeiner Realität auf und könnte aus diesem Grund prinzipiell beliebige Gestalt annehmen. Terry Eagleton hält dieser Anschauung ein eindruckliches Beispiel entgegen, indem er einen Galeerensklaven beschreibt, der durch einfache Überlegungen zu der Schlussfolgerung gelangt, seine Arbeit sei die Hölle und er müsse sich aus seiner Situation befreien. Ausgehend von einer relativistischen Interpretation des Sozialkonstruktivismus macht er es sich allerdings ein wenig zu leicht, weil er sich einfach auf seine Erfahrung<sup>6</sup> verlässt.

»In den verschiedenen Zielhäfen könnte der Galeerensklave durch irgendwelche Diskurstheoretiker, denen er begegnet, darüber belehrt werden, daß die Interessen, die er da gerade formuliert, in keiner Weise nur passive Widerspiegelungen seiner gesellschaftlichen Wirklichkeit seien und daß er diese Tatsache gefälligst ernst nehmen solle. [...] Man könnte ihn vielleicht dazu bringen, zu verstehen, daß ›Unterdrückung‹ eine Frage des Diskurses ist [...].«<sup>7</sup>

Dieses Problem kommt vor allem durch die Tatsache zustande, dass die meisten heutigen Konstruktionstheorien von einem primär linguistischen Diskursbegriff ausgehen und sich dadurch auf geschriebene und gesprochene Sprache beschränken. Darin spiegelt sich nicht nur eine extrem idealistische Überschätzung des Geistigen – es läuft vor allem auf die absurde Behauptung hinaus, die Welt und die Menschen seien durch die magische Kraft sprachlicher Performativität konstituiert (und Gott sprach: »Es werde Licht!«).

Dass dies so einfach nicht ist, dürfte jedem klar sein, der sich schon mal mit dem Hammer auf den Finger gehauen hat. Der Schmerz ist keineswegs eine Konstruktion. Er kommt aus dem Innersten des Körpers selbst und verlangt nach Artikulation. Erst bei dieser fängt die Konstruktion an, die in lautem Schreien oder im sprichwörtlichen Zähne zusammenbeißen bestehen kann. Vor allem aber setzt sie bei den Verarbeitungsstrategien an, die wir bemühen, um den Vorkommnissen unseres Lebens einen Sinn zu verleihen. So kann ich entweder beschließen, von nun an nur noch die Handwerker ins Haus zu holen oder aber die Sache damit abtun, Späne fielen nun einmal dort, wo gehobelt würde. In einer von Baumärkten gepflasterten Gesellschaft mit omnipräsentem »Do it Yourself« Diskurs ist die Wahrscheinlichkeit für Letzteres deutlich höher. Was dieses einfache Beispiel verdeutlicht, ist folgendes. Die Welt kommt uns entgegen und bietet uns einen Sinn an, den wir anschließend interpretieren, wodurch die Welt und wir uns auf halbem Wege entgegenkommen – und erst das ist eine richtig verstandene soziale Konstruktion.

Der von Eagleton beschriebene Galeerensklave hat also gute Gründe, seine Situation als von extremer Unterdrückung und Ausbeutung geprägt wahrzunehmen; die Konstruktion ist in der Frage zu suchen, wie er Unterdrückung und Ausbeutung mit seinem sonstigen Leben und dem sozialen Kontext verknüpft. Er kann darin eine Strafe Gottes erblicken, aber auch einen guten Grund, die Mannschaft aufzuwiegeln und das Schiff zu kapern, kaum jedoch wird er in der Lage sein, die Tatsache zu negieren, sich in einem Unterdrückungsverhältnis zu befinden.

Ebenso beruht jede Gesellschaft auf einer ihr eigenen Struktur, die von den Bürgern wahrgenommen wird und deren Vorstellungen und Handlungen prägt. Diese Struktur erschließt sich jedoch nicht in Form objektiver Faktizität (die sie als soziale Struktur nicht besitzen kann), sondern als Anlass bestimmter diskursiver Interpretationsmuster, die ihr einen Sinn verleihen und sie in einen Kontext betten. Der Diskurs ist immer ein ideologischer, da er notgedrungen eine Form von »Überbau« konstituiert, ohne den die Gesellschaft für ihre Mitglieder nicht lesbar wäre und das Soziale keine Grundlage hätte. Aus dieser Sicht ist die Basis jeder Gesellschaft Ideologie, die dadurch von einem normativen Begriff (Verzerrung) zu einem deskriptiven wird. Wie der unter dem Hammer Schlag schmerzende Finger limitiert die Struktur der Gesellschaft jedoch den Radius der Ideologie, da nur bestimmte Ideologien dem Drängen der Strukturen verständlichen Ausdruck verleihen können. Anders als es aus

Sicht des modernen konstruktivistischen Relativismus erscheint, ist also nicht jede Ideologie zu jeder Zeit möglich. Je besser eine Ideologie die ihr zugrunde liegende Struktur des Sozialen rationalisiert, desto weniger ist die staatliche Ordnung zum Einsatz von Repression gezwungen.<sup>8</sup>

Eine derartige Auffassung des Diskurs- und Ideologiebegriffs wird vor allem von Ernesto Laclau und Chantal Mouffe vertreten. Mit dem Begriff Diskurs bezeichnen sie im Gegensatz zu anderen poststrukturalistischen Autoren vor allem die Tatsache, dass die soziale Welt sich aus bedeutungsvollen Elementen zusammensetzt, die zueinander in Relation stehen und sich wechselseitig beeinflussen, was sowohl linguistische wie nicht-linguistische Elemente einschließt.<sup>9</sup> Ideologie wird aus dieser Sicht zu etwas sehr umfassendem, da sie nicht nur bestimmt, wie über bestimmte Sachverhalte gesprochen und geschrieben wird, sondern sich in der Totalität der Gesellschaft niederschlägt und zu deren konstituierendem Faktor wird. Ideologie betrifft unsere alltäglichen Verrichtungen ebenso wie sie sich in den Veröffentlichungen der Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft niederschlägt.

Setzt die Gesellschaft sich aus Elementen zusammen, die sich untereinander beeinflussen, aber voneinander verschieden sind, wäre sie ohne ein allen Elementen gemeinsames ordnendes Moment nicht mehr als ein riesiges Durcheinander. An diesem Punkt bringen Laclau und Mouffe den von Gramsci geprägten Begriff der Hegemonie ins Spiel. Gramsci ging davon aus, Staat und Zivilgesellschaft wären heute eng miteinander verschränkt, der Staat also anders als früher ein weit in die Gesellschaft reichender Akteur, was entscheidende Konsequenzen für die Ausübung von Herrschaft habe. War es früher möglich, durch einfache Repression zu regieren, umfasst der Staat heute zahlreiche Akteure mit unterschiedlichen Interessen, wodurch Herrschaft immer auf einem gewissen Maß an Konsens basieren muss. Soziale Akteure, die es verstehen, ihre Ideen zum alles verklammernden Konsens zu machen, hegemonisieren Staat und Gesellschaft und sind dadurch im Besitz der Macht.<sup>10</sup> Laclau und Mouffe verstehen dies als Prozess, durch den ein leerer Signifikant, die differenten Elemente der Gesellschaft einander kompatibel macht, indem er sie sämtlich auf sich ausrichtet und ihrer Differenz dadurch ein Moment von Äquivalenz verleiht. Was zunächst unverständlich klingt, ist ein alltäglicher Prozess. Jede Gesellschaft besitzt eine Art Thema, an dem ihre Elemente sich orientieren, um sich miteinander zu etwas Größerem zu verketteten. So kann z.B. eine bestimmte Vorstellung von Freiheit zu



einem verbindlichen Prinzip werden, das (wie früher in den U.S.A.) in der Lage ist, sowohl Rockerbanden wie die Hells Angels als auch Mitglieder der konservativen Partei unter einem Dach zu versammeln und sie zu Mitgliedern der Gesellschaft zu machen. Der als Klammer dienende Begriff wird von Laclau und Mouffe als leerer Signifikant bezeichnet, weil er seine konkrete Bedeutung in dem Maße verliert, wie er zu einem allgemeinen Bezugspunkt für eine Vielzahl an sozialen Akteuren wird. Je mehr Menschen und Gruppen sich etwa um den Begriff Freiheit scharen, desto weniger wird dieser Begriff für sich betrachtet bedeuten – er verliert Signifikanz. Durch diesen Prozess bekommt die Gesellschaft zwar ein Zentrum und eine Ordnung, doch geht damit auch ein hoher Preis einher. Was der Subsumtion unter das vereinheitlichende Prinzip (leerer Signifikant) widerstrebt, wird ausgeschlossen und bildet das Jenseits der Gesellschaft, wie z.B. die Burakumin in Japan oder illegalisierte Flüchtlinge in Europa. Die Ordnung des Sozialen basiert also auf der Einführung zweier einander gegensätzlicher Bereiche, von denen einer das Innere der Gesellschaft umfasst, innerhalb derer die Menschen ein normales Leben führen und der andere das Äußere der Gesellschaft, in das jeder gestoßen zu werden droht, der von der sozialen Norm in intolerabler Weise abweicht, sei es durch Geburt oder individuelle Lebensführung.<sup>11</sup>

Aus Sicht der Hegemonietheorie ist eine ideologiefreie Gesellschaft unmöglich, die Existenz von Ideologie konstitutiv für das Soziale selbst und im Gegensatz zur Auffassung der Anti-Ideologie auch nicht problematisch.<sup>12</sup> Vielmehr ist aus ihrer Sicht die Frage zu stellen, ob die bestehende Ideologie den Menschen in der Gesellschaft ein gutes Leben ermöglicht oder sie zwingt, unter Verhältnissen zu leben, die einem Großteil von ihnen die Möglichkeit zur Selbstbestimmung ihrer Existenz vorenthält. Eine gute Ideologie wirkt auf eine Ausrichtung des Sozialen hin, die möglichst vielen Menschen möglichst gute Lebenschancen verschafft und ist zu diesem Zweck auch bereit, das Soziale neu zu arrangieren, indem sie es um ein alternatives Prinzip herum ordnet. Dies entspricht einer Revolution, die sich hegemonietheoretisch betrachtet nicht nur durch Stürmung der Regierungsgebäude, sondern auch durch Rezentrierung des gesellschaftlichen Gravitationszentrums erreichen lässt, in beiden Fällen aber von einem demokratischen Prozess getragen ist. Doch kann Laclau und Mouffe zufolge nicht alles zum verklammernden Prinzip der Gesellschaft werden. Ein Wechsel vom Kollektivismus zum Individualismus ist z.B. nur möglich, wenn es innerhalb des Sozialen bereits

zuvor breitere Strömungen gegeben hat, die nach verfeinerten Optionen individuellen Selbstausdrucks gestrebt haben. Das Soziale lässt zahlreiche Möglichkeiten zur Konstruktion neuer Hegemonieverhältnisse zu, zieht den Optionen zugleich aber auch Grenzen, insofern nur in Frage kommt, was zuvor bereits (wenn auch im Kleinen) vorhanden war.

Gesellschaften sind in der Regel unter zwei Bedingungen in ihrer Stabilität gefährdet. Zum einen können sie um ein instabiles Hegemonieverhältnis herum angeordnet sein, zum anderen können sie der Hegemonie gänzlich ermangeln, wodurch sie in ein Vakuum geraten, das jede Form sozialer Ordnung aufzulösen droht. Der erste Fall tritt meistens ein, wenn in einer Gesellschaft gerade ein Umbruch stattfindet, weil die bis dahin hegemoniale Fraktion der Gesellschaft von einer anderen verdrängt wird und eine grundlegende Verschiebung des sozialen Kontextes stattfindet. In einem solchen Prozess gibt es eine gewisse Zeit, während derer die alte Ordnung noch nicht ganz verschwunden ist und die neue sich noch nicht vollkommen durchgesetzt hat.<sup>13</sup> In dieser Zeit durchläuft die Gesellschaft eine Krise, insofern geltende Werte- und Normenmuster erodieren, die sich abzeichnenden neuen Muster aber noch nicht ausreichend durchgesetzt sind, um Grundlage des täglichen Handelns zu sein. Was eine solche Periode kennzeichnet, ist Unsicherheit. Was darf man noch sagen, wie soll man sich verhalten und wie wird es weitergehen? Doch in dem Maße, wie die neue Ordnung zur Durchsetzung und schließlich Hegemonie gelangt, verschwinden die Unsicherheiten. Das bedeutet keineswegs, die neue Gesellschaft würde allen gefallen, doch immerhin ist transparent, wie sie funktioniert und mit welchen Erwartungen an die Bürger sie einhergeht.

Der zweite Fall ist wesentlich komplizierter. Eine hegemoniale Ordnung kann auch obsolet werden, wenn die sie verklammernde Ideologie sich so weit vom »realen« Geschehen in der Gesellschaft löst, dass sie keinen Bezug mehr zu ihm unterhält und zur Farce wird. Dies ist der DDR passiert. Ihre Ideologie war schon immer einen Tick zu laut, um glaubhaft zu erscheinen, verlor ihre Fähigkeit zur Interpretation des Sozialen jedoch vollends, als sie auf den Wunsch der Bürger nach politischer und persönlicher Freiheit nicht anders zu antworten wusste, als durch Repression und den Abgesang längst verhallter kommunistischer Slogans. Dadurch entstand ein interpretatorisches Vakuum, das vom liberalen Diskurs der politischen Parteien der BRD gefüllt wurde und schließlich zur Wiedervereinigung führte. Wenn der hegemoniale Diskurs jedoch

obsolet wird und kein anderer Diskurs an seine Stelle tritt, steht die Gesellschaft vor einem gravierenden Problem, da sie ihre sozialintegrativen Mechanismen nicht mehr aufrecht erhalten kann, wodurch es zu einer sozialen Diffusion kommt, die im Extremfall in unorganisierter Anarchie mündet. Zum erstrebenswertesten Zustand überhaupt wird in dieser Situation Laclau zufolge Ordnung an sich,<sup>14</sup> unabhängig davon, wie sie zustande kommt, wer sie zustande bringt und durch welche Politik. Und genau das ist heute die größte Gefahr.

## DIE LÜGEN DER MELANCHOLIE

Ein Blick auf die heutige Gesellschaft zeigt die tiefe Krise der Ideologie. Klassische Themen der westlichen Demokratien waren bislang immer Begriffe wie Gerechtigkeit, Freiheit oder Partizipation. Diese Themen sind nicht von der Bildfläche verschwunden und werden öffentlich noch in starkem Maße mobilisiert, wenn es darum geht, bestimmte Entscheidungen durchzusetzen oder die nächste Wahl zu bestreiten. Wie stark ihre Aushöhlung vorangeschritten ist, lässt sich allerdings zuverlässig daran ablesen, in welchem Maße Wahlkämpfe zur Simulation von Politik geworden sind, die sich zusehends in der Konkurrenz von Lifestylefragen und Inszenierung von Personen auflöst.

Aus der Mitte der Gesellschaft stammende Untersuchungen wie die PISA-Studie haben, flankiert von breiter medialer Aufmerksamkeit, den Zusammenhang von sozialer Stellung, Bildung und anschließender (wenn überhaupt) Berufslaufbahn nachgezeichnet und den Mythos der Chancengleichheit stark erschüttert. Die Einführung von Hartz IV – entwickelt von einem verurteilten Wirtschaftskriminellen und dem Medien-Oligopol Bertelsmann – hat den Begriff soziale Gerechtigkeit in einen Schenkelklopfer verwandelt; die Sicherheitspakete des Innenministeriums und laxen Datenschutzbestimmungen bedrohen die individuelle Freiheit. In anderen Ländern Europas und den U.S.A. sieht es nicht besser aus – überall gibt es vergleichbare Maßnahmen und überall treffen sie auf Ablehnung durch die Bevölkerung.

Dies spiegelt sich mittlerweile auch in Umfragen wieder. Die auf Ergebnissen des Instituts für Demoskopie beruhende Studie »Das Unbehagen am Kapitalismus« bestätigt diese Diagnose. Der Begriff Kapitalismus wird vor allem mit Gewinnstreben (89 %), Gier (85 %), sozialer Ungleich-

heit (81 %) und Ausbeutung (77 %) assoziiert, mit Freiheit (27 %), Verantwortung (14 %) geschweige denn Gerechtigkeit (5 %) jedoch deutlich weniger. Die Ergebnisse fallen moderater aus, wenn statt Kapitalismus der Begriff Marktwirtschaft verwendet wird, jedoch sind bei Schlüsselbegriffen wie Freiheit (49 %) Verantwortung (35 %) und Gerechtigkeit (17 %) noch immer deutlich weniger als die Hälfte aller Befragten der Meinung, eine marktwirtschaftliche Ordnung könne sie garantieren. Zumal sind 66 % der Ansicht, Deutschland sei ein kapitalistisches System, während nur 15 % dem widersprechen und 19 % sich nicht festlegen können.<sup>15</sup> Auch die renommierte Studie »Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit« des Bielefelder Soziologen Wilhelm Heitmeyer kommt zu ähnlichen Ergebnissen. Ihr zufolge sind knapp 75 % der Menschen der Überzeugung, Ursache der Wirtschafts- und Finanzkrise sei das »kapitalistische Wirtschaftssystem«<sup>16</sup> und bis auf ca. 5 % gehen sie davon aus, die Zahl sozialer Abstiege sowie der von Armut Betroffenen würde in Zukunft deutlich steigen.<sup>17</sup>

Die heutige (Anti-)Ideologie steht damit vor dem grundlegenden Problem, kaum noch jemanden überzeugen zu können. Dass niemand eine Alternative zu benennen vermag, verschärft diese Schwierigkeit wesentlich. Sprechen sich nur 16 % der Bevölkerung für eine grundlegende Veränderung der Wirtschaftsordnung aus, sind 23 % unschlüssig und die verbleibenden 61 % plädieren für deren Beibehaltung.<sup>18</sup> Wie die angeführten Zahlen belegen, ist diese scheinbare Befürwortung des Systems mit Vorsicht zu genießen, beruht sie doch nicht auf der Überzeugung, in einer gut ausbalancierten sozialen Ordnung zu leben, sondern auf der heute weit verbreiteten fatalistischen Grundhaltung, Kapitalismus sei prinzipiell betrachtet zwar dysfunktional, leider aber alternativlos. Diesem Fatalismus steht die diffuse Hoffnung gegenüber, es könnte mit der heutigen Gesellschaftsform vielleicht doch noch klappen, wenn Blockaden aus dem Weg geräumt und ihr inhärente Defizite kompensiert würden. Doch je länger die Dinge bleiben, wie sie sind, desto mehr verliert sich diese Hoffnung und weicht dem Fatalismus, den sie eigentlich kompensieren sollte.

Es fehlt der Ideologie heute an Möglichkeiten, eine effiziente Hegemonisierung der Gesellschaft herzustellen, während zugleich keine Alternative existiert, die das entstehende Vakuum füllen und eine Umgestaltung der Gesellschaft herbeiführen könnte. Damit stecken wir mitten in einer Krise der Hegemonie, deren Ende nicht abgesehen werden kann, die sich

aber bereits heute in einer zunehmenden Diffusion der Gesellschaft und dem Versagen bestehender sozialintegrative Mechanismen artikuliert.

In einem anti-ideologischen System ist die Rede von der Leistungsgesellschaft eine der wenigen verbleibenden Optionen, das Soziale zu hegemonisieren. Das liegt vor allem in zwei Faktoren begründet. Zum einen lebt die Anti-Ideologie von der Negation. Sie besteht im wesentlichen darin, konkurrierende Ideen und Gesellschaftsentwürfe im Namen der Objektivität zu diskreditieren, als deren Verkörperung sie sich inszeniert.<sup>19</sup> Zum anderen kann sie sich infolge dessen nicht auf ein positives Prinzip des Sozialen beziehen, das ihrer Logik entsprechend immer eine Verzerrung der objektiven Wahrheit darstellen und ihren Gültigkeitsanspruch unterminieren würde. Der Begriff Leistung kommt ihr in diesem Zusammenhang stark entgegen, insofern er mathematische Klarheit und Transparenz verspricht. Alles ist nur eine Frage der Berechnung. Wer leistet was, mit welchem Nutzen und zu welchen Preis und vor allem, wem steht welcher Teil des Kuchens zu? Ausschlaggebend ist, dass im Gestus der Anti-Ideologie auf ein fundierendes Prinzip des Sozialen verwiesen werden kann, das nicht im Widerspruch zu ihrem Anspruch auf Objektivität steht und doch geeignet ist, dem Handeln der Individuen einen gesellschaftlichen Sinn zu verleihen, um auf diese Weise die für jedes System konstitutive Sozialintegration herzustellen.

Das Bestreben, den Sozialstaat zu beschneiden, wird vor diesem Hintergrund als Flucht nach vorn lesbar, durch welche die Anti-Ideologie das Bestehen des Systems zu gewährleisten versucht. Der Sozialstaat fußt auf einem solidarischen Prinzip, das in (unter dem Strich) willkürlichen Normen und Werten verwurzelt ist und dadurch ihrer Logik folgend ideologischen Charakter besitzt. Durch das Leistungsprinzip und das Vertrauen in die Gerechtigkeit der Märkte wird diesen letzten Residuen der Ideologie die Objektivität der Dinge selbst entgegengesetzt. Egal wie selbige beschaffen ist – so die Botschaft – es gibt keine andere, ebenso wie die Gesetze der Naturwissenschaft unabhängig von unserem Willen existieren. Die einzige Aufgabe des politischen Handelns kann unter diesen Umständen darin bestehen, den objektiven Gesetzen des Sozialen zur Durchsetzung zu verhelfen.

Leistung ist nicht nur eine der wenigen ideologischen Optionen, die sich in den objektivistischen Gestus der Anti-Ideologie integrieren lassen, sie verspricht zudem eine höhere Gerechtigkeit, wodurch die derzeitige Form des Sozialen auf den ersten Blick zur besten aller Gesellschafts-

optionen wird. Berechenbare Leistung verspricht aus drei Gründen die Grundlage eines in jeder Hinsicht idealen Verteilungsprinzips zu sein. Erstens entspringt sie der Natur der Gesellschaft selbst und ist ihr nicht durch einen letztlich willkürlichen politischen Willen aufoktroziert. Das Soziale entwickelt sich seiner eigenen Dynamik gemäß und bringt aus sich selbst heraus das Leistungsprinzip als Zentrum hervor, an dem die Menschen sich orientieren können, um eine verbindliche Richtschnur sowohl für die Interaktion mit Anderen als auch ihre individuelle Lebensplanung zu finden. Durch seine Berechenbarkeit ist das Leistungsprinzip zweitens gerecht, da jeder bekommt, was ihm zusteht – sein Verdienst als Output in genauer Relation zu seinem Input steht. Und drittens ist es trotz seiner gesellschaftlichen Dimension in der Lage, den Menschen individuell gerecht zu werden, indem es jedem Einzelnen seinen Verdienst zurückspielt.

Aus dieser Sicht stellt sich die Frage, ob der Rückbau des Sozialstaates und die mit ihm verbundene Individualisierung von Verantwortung (für letztlich gesellschaftlich verursachte Probleme) ihren Grund wirklich in der neoliberalen Wirtschaftspolitik hat oder diese nicht selbst Ausdruck einer wesentlich tiefer liegenden Ursache ist. Die Kritik am Neoliberalismus ist berechtigt: Privatisierungen, Kürzungen von Sozialleistungen und Deregulierung der Märkte<sup>20</sup> sind für das Leben der meisten Menschen verheerend, da sie ihrer Subsistenzgrundlagen beraubt werden und der letzten Reste demokratischer Kontrolle ihrer Lebensbedingungen verlustig gehen. Zudem hat der Neoliberalismus die Tendenz, das Entstehen autoritärer politischer Systeme zu begünstigen, da die von ihm hervorgerufene soziale Desintegration nur durch ein starkes Durchgreifen der Staatsmacht kompensiert werden kann.<sup>21</sup>

So verführerisch diese Argumentation ist, so sehr sie auch die Tatsachen auf ihrer Seite zu haben scheint, sollte die Schnelligkeit, mit der sie bei jedem gesellschaftlichen Missstand Verursacher (multinationale Konzerne, die Finanzmärkte...), Problem (der Neoliberalismus) und Gegenmittel (Tobinsteuer, Regulierung der Finanzmärkte...) benennt, doch skeptisch stimmen. Die klassische Kritik am Neoliberalismus suggeriert, mit dessen Verschwinden würden sich die Dinge schon zum Besseren wenden, auch wenn heute noch keinerlei Vorstellungen existieren, wie es aussehen könnte. Bei genauer Betrachtung aber ist der Neoliberalismus nichts anderes als eine der vielen Strategien der Anti-Ideologie. Privatisierung bedeutet Beendigung der staatlich vermittelten Solidarität, z.B. der

Möglichkeit, zu einem erschwinglichen Preis eine Fahrkarte für den Bus kaufen oder im Falle von Armut medizinische Versorgung in Anspruch nehmen zu können. Kürzungen von Sozialleistungen beenden die gesellschaftliche Umverteilung zugunsten der Schwachen und Deregulierung der Märkte befreit diese endlich von ihnen fremdem Einflussfaktoren. All dies ist nichts anderes als die konsequente Umsetzung der anti-ideologischen Strategie, alles nicht auf dem Boden der (durch sie konstituierten) Objektivität Fußende im Namen der Befreiung von ideologischen Atavismen zu beseitigen. Der Neoliberalismus ist nicht mehr als der reine Ausdruck der Anti-Ideologie und wird nicht verschwinden, wenn selbige bestehen bleibt. Und genau hier liegt der Fallstrick vieler politischen Initiativen, die sich gegen den Neoliberalismus zu stellen versuchen. Sie lassen sich von der Anti-Ideologie auf deren objektivistischen Boden und in nicht endende Diskussionen ziehen, innerhalb derer sie den nicht widerlegbaren Beweis dafür zu erbringen versuchen, wie schädlich die heutige Wirtschaftsordnung ist – ohne dabei zu bemerken, wie sie durch diesen Wechsel des diskursiven Terrains genau von jener Logik assimiliert werden, die zu bekämpfen sie ausgezogen sind.

Doch das Leistungsprinzip steht vor einem grundlegenden Problem. Wenn – wie bereits ausgeführt – in England eine gesellschaftlich so angesehene Berufsgruppe wie Werbefachmänner durch ihre Arbeit proportional zu jedem Pfund ihres Lohns 11,5 Pfund auf gesellschaftlicher Ebene zerstören, während ein Müllmann der Gesellschaft für ein Pfund seines Lohns 12 zurückgibt<sup>22</sup> und sich Beispiele wie dieses überall in Europa und den sonstigen industrialisierten Staaten finden lassen, dürfte niemand mehr willens sein, an die Existenz eines gerechten Leistungsprinzips zu glauben. Was umgangssprachlich als Leistung verstanden wird (sich anstrengen, der Gesellschaft dienen, dafür entsprechende Anerkennung erhalten), spielt im Kapitalismus keine Rolle.

Sogar die FDP hat mit ihrem Slogan »Leistung muss sich wieder lohnen« das Leistungsprinzip verabschiedet. Allerdings legt sie den Akzent weniger auf dessen Verschwinden als die Betonung der Möglichkeit, wieder zu einer mit allen bereits geschilderten Vorteilen versehenen Leistungsgesellschaft zurückzukehren. Auf den ersten Blick mag dies merkwürdig anmuten. Auch wenn es nach dem Bankrott der großen teleologischen Systeme der Geschichtsphilosophie von Hegel und Marx nicht möglich erscheint, der Geschichte eine eindeutige Entwicklungsrichtung zu unterstellen, da sie offensichtlich nicht zu einer schrittwei-

sen Entfaltung der Vernunft führt und der Kapitalismus die ungeahnte Fähigkeit besitzt, noch die ihm entgegengebrachte Kritik in eine Ware zu verwandeln, dürfte trotz allem klar sein, wie gering die Aussichten restauratorischer Politik sind. Es wird in Europa keine Monarchie mehr geben, die ihren Namen verdient hätte, ebenso wenig wie wir zur Agrar- oder Industriegesellschaft zurückkehren werden. Die mit Aufgabe der Teleologie einsetzende Erkenntnis, Geschichte würde nicht »vorwärts« verlaufen, bedeutet keineswegs, die Entwicklung der Gesellschaft sei ein keinerlei Gesetzmäßigkeit unterworfenen Prozess und könne deswegen ebenso gut an Vergangenes anknüpfen wie sich in andere Richtungen entwickeln.

Slogans wie »Leistung muss sich wieder lohnen« (oder irgendetwas anderes müsse wieder irgendetwas) haftet immer ein gewisser Fatalismus an. Im Grunde dürften auch die meisten Mitglieder der FDP wissen, wie aussichtslos ihr Vorhaben der Restauration ist. Das Leistungsprinzip ist aus gesellschaftlicher Sicht bankrott. Niemand glaubt wirklich, man müsse sich nur anstrengen, um, vielleicht auch spät, die Früchte seiner Mühe einzustreichen. Schulabgänger ohne Lehrstelle, arbeitslose Absolventen geisteswissenschaftlicher Studienfächer oder Menschen über 50 auf Beschäftigungssuche – sie alle können ein Lied davon singen, und auch wer Arbeit hat, macht nur selten die Erfahrung, Anstrengung würde sich auszahlen. Wie also soll das Leistungsprinzip länger dazu dienen, die Gesellschaft zu verklammern, indem es – mit Laclau und Mouffe gedacht – als Bezugspunkt für die Heterogenität des Sozialen (leerer Signifikant) fungiert?

Die Lebendigkeit des Leistungsprinzips speist sich paradoxerweise genau aus diesem Widerspruch zwischen seiner diskursiven Omnipräsenz einerseits und faktischen Inexistenz andererseits. Der FDP-Slogan erlaubt eine schlüssige Aufklärung dieses Paradoxons. »Leistung muss sich wieder lohnen« formuliert auf impliziter Ebene zwei Thesen zur Gesellschaft. Erstens ist Leistung objektiv vorhanden, sie existiert als Prinzip und kann aus diesem Grund, bei entsprechendem politischem Willen, auch zur Geltung gebracht werden. Zweitens – und dies ist die Kernaussage – ist das Leistungsprinzip aus einem nicht näher bezeichneten Grund verschüttet oder bis zur Unkenntlichkeit verzerrt worden. Da es sich hier um eine implizite Aussage handelt, kann dieser Grund in jedem beliebigen Sachverhalt gesucht werden. Innerhalb der anti-ideologischen Strategie ist die erste Zielscheibe natürlich alles auf dezidierten



Normen und Werten Beruhende wie z.B. der Sozialstaat, auf Umverteilung zielende Steuersysteme oder Antidiskriminierungsrichtlinien. Sie stellen sich sämtlich der aus der Logik des Sozialen entspringenden Dynamik entgegen und verhindern deren Entfaltung. Der Grund für das beklagte Scheitern der Leistungsgesellschaft kann aber auch – und hier schlägt der Diskurs eine gefährliche Richtung ein – in der Anwesenheit von Menschen und Gruppen liegen, deren Existenz und Lebensweise als sozial destruktiv bewertet wird. Dies geschieht etwa, wenn es politisch vorgezogen wird, illegalisierte Flüchtlinge im Mittelmeer ertrinken zu lassen, als ihnen die Einreise nach Europa zu gewähren oder Arbeitslose für die maroden Staatsfinanzen verantwortlich gemacht werden.

Die geschichtliche Ironie der heutigen Zeit liegt darin, dass ihr einerseits der Antikommunismus bis ins Mark reicht, sie aber andererseits in aller Regelmäßigkeit Diskurse hervorbringt, die denen des Vulgärmarxismus strukturell bis aufs Haar gleichen. In seinem Roman »Sonnenfinsternis« schildert Arthur Koestler das Schicksal eines sowjetischen Kommunisten, der zur Zeit der stalinistischen Schauprozesse konterrevolutionärer Umtriebe beschuldigt, ins Gefängnis gesteckt und schließlich hingerichtet wird.<sup>23</sup> Was den überzeugten kommunistischen Protagonisten Rubaschow in den Augen seiner Ankläger zu einem Konterrevolutionär macht, liegt nicht in den seinen Handlungen zugrunde liegenden Intentionen begründet; vielmehr entspringt es den objektiven Konsequenzen seiner Taten, auch wenn diese mit den besten Absichten vollbracht wurden. Die Geschichte besitzt eine ihr eigene objektive Logik, die mit den wissenschaftlichen Mitteln des Marxismus-Leninismus durch die Partei erkannt werden kann und der es unabhängig von persönlichen Vorlieben oder Abneigungen zu folgen gilt, um nicht wider willens zu einem Verräter an der Sache zu werden. Die Gesetze der Geschichte liegen nicht in der Hand des Menschen – er hat lediglich die Aufgabe, ihnen zu dienen oder kann sie in besonders günstigen Augenblicken zu seinem Vorteil nutzen. Der französische Philosoph Merleau-Ponty schrieb in seiner Interpretation des koestlerschen Romans:

»[...] politische Handlungen dürfen nicht nach der Bedeutung beurteilt werden, die das moralische Agens ihnen beimißt, sondern nach der, die sie im geschichtlichen Zusammenhang und in der dialektischen Phase gewinnen, in der sie entstehen.«<sup>24</sup>

Die geschichtliche Bedeutung individueller Handlungen fungiert als deren objektive Dimension und ist das zentrale Kriterium ihrer moralisch-ethischen Einschätzung. Mit dieser Argumentationsfigur und der Kolonisierung der Erkenntnis durch den Marxismus-Leninismus der KPDSU hatte der kommunistische Diskurs seinen absoluten Tiefpunkt erreicht, indem er die Dynamik der Dialektik der Mechanik opferte und dadurch den Terror gebär.

Die Struktur des anti-ideologischen Arguments funktioniert auf gleiche Weise. Es gibt ein objektives Gesetz des Sozialen, dem es Folge zu leisten gilt. Margaret Thatcher umschrieb es mit den geflügelten Worten »There is no alternative«, in der deutschen Parteienlandschaft wird es zu meist Sachzwang genannt und in anderen Ländern hört es auf ähnlich klangvolle Formulierungen, die sämtlich in einem Argument zusammenlaufen: Durch die objektiven Gesetze des Sozialen ist eine Richtung menschlichen Handelns vorgezeichnet und wer diesen vorgezeichneten Pfad verlässt, handelt wieder das Wesen der Dinge, welches nur durch die Anti-Ideologie aufgeschlüsselt werden kann. Wer heute aus der Gesellschaft herausfällt, hat nicht einfach Pech gehabt oder sich entschieden, einen eigenen Weg zu gehen – er hat sich gegen das Soziale selbst gestellt und sollte sich freuen, wenn er noch den Schutz der Gesellschaft genießen darf. Prinzipiell betrachtet ist heute jeder Hartz-IV-Empfänger ein Rubaschow.

Damit ist jedoch noch nicht geklärt, wie der Leistungsbegriff angesichts seines absoluten semantischen Bankrotts noch als Klammer des Sozialen oder – mit Laclau und Mouffe formuliert – leerer Signifikant fungieren kann. Von sich aus leere Begriffe sind nicht in der Lage, die Heterogenität des Sozialen zusammenzuhalten, da sie keine Bedeutung und damit keine verbindende Kraft haben. Im Falle des Leistungsbegriffs verhält es sich anders, weil die Leere des Begriffs zugleich Garant seiner Fülle ist. Leistung wird zu einem verlorenen Prinzip des Sozialen, ausgesaugt von Parasiten, verspottet von Weltverbesserern, durch neoliberale Ökonomen totgesagt – sie ist eine anwesende Abwesenheit, um deren Verlust wir trauern. Da das Leistungsprinzip keinerlei signifikante gesellschaftliche Funktion erfüllt und wir stattdessen täglich die Erfahrung machen, wie wenig es sich lohnt, durch besondere Anstrengungen glänzen zu wollen, liegt die einzige Möglichkeit, das Verschwinden des Glaubens an den Leistungsbegriff zu verhindern, in der Trauer. Die Trauer ermöglicht sowohl den unabweisbaren Befund anzuerkennen, Leistung sei

kein Funktionsprinzip unserer real existierenden Gesellschaft, zugleich jedoch den Glauben daran aufrechtzuerhalten, sie sei es früher einmal gewesen und bilde nach wie vor das (vergessene) Zentrum des Sozialen, das aus diesem Blick tragisch, doch immerhin nicht leer erscheint und zu guter Letzt noch eine romantische Note erhält. Aus diesem Grund korrespondiert dieser spezifischen Form von Trauer der Zynismus. Wir alle wissen um die Sinnlosigkeit unserer täglichen Verrichtungen, doch irgendwo, ganz tief drinnen in der Gesellschaft, ist das Gute, um dessen willen wir weitermachen.

Die Fähigkeit des Leistungsbegriffs zur Hegemonisierung des Sozialen bleibt auf diese Weise erhalten. Innerhalb des hegemonialen Diskurses fungiert Leistung als das Verlorene und bietet sich dadurch als Klammer für drei politische Strategien an, die heute nahezu im kompletten politischen Spektrum anzutreffen sind. Das Leistungsprinzip als Zentrum des Sozialen erscheint dabei entweder als durch die falsche Entwicklung der Gesellschaft verschüttet, durch äußere Umstände und politische Strategien beseitigt oder als Ziel gemeinsamer restauratorischer Anstrengungen. Die Kombination aller drei Elemente ließe sich in folgendem (geläufigen) Argument zusammenfassen: Wenn wir die Verzerrungen und Dysfunktionalitäten des heutigen Systems beseitigen, störenden Kräften nicht erlauben, ihren schädigenden Einfluss geltend zu machen und alle an einem Strang ziehen, können wir zum verlorenen Prinzip unserer Gesellschaft zurückkehren. Da es objektiv vorhanden ist und ebenso wenig verschwinden kann wie das Gesetz der Gravitation, hat es schließlich nie zu existieren aufgehört. Ein Signifikant, der auf ein inexistentes Signifikat verweist, ist aus dieser Sicht besser zur Hegemonisierung des Sozialen geeignet als ein Signifikant, der eine Fülle aktueller Bedeutungen umfasst. Zum einen erlaubt die Inexistenz des Signifikats dessen Substitution durch entsprechende politische Erzählungen, deren Konvergenzpunkt darin liegt, das Verschwinden des Signifikats zu rationalisieren. Zum anderen kann ein Signifikant ohne Signifikat an nichts gemessen werden und ist dadurch gegen politische Angriffe effizient geschützt.

Doch die anti-ideologische Rede von der Abwesenheit des Leistungsprinzips hat – in welcher Variante auch immer – einen Fallstrick. Die den Leistungsbegriff aufrecht erhaltende Trauer ist von besonderem Charakter, da sie ihr Objekt eifersüchtig festhält, anstatt es freizugeben. Freud zufolge ist Trauer zwar ein langwieriger, schmerzhafter Prozess, doch verfolgt sie den heilsamen Zweck, nach und nach die Libido vom verlore-

nen Objekt – etwa einem geliebten Menschen – abzuziehen, dessen Verschwinden zu akzeptieren und dem Ich seine Freiheit wiederzugeben.<sup>25</sup> Ist das Ich nicht in der Lage, ein Einsehen in die Realität zu haben und klammert sich, hartnäckig dessen Verschwinden negierend, an das Objekt, kann sich Trauer in Melancholie verwandeln. In der Melancholie wird das verlorene Objekt durch Identifikation ins Ich integriert und existiert dort weiter. Dies ist jedoch ein von starker Ambivalenz gekennzeichneter Prozess, da in ihm Liebe und Hass gleichermaßen wirksam sind. Die Liebe nimmt das Objekt ins Ich auf. Der Hass ihm gegenüber, weil es einfach so verschwunden ist (Melancholie hat Narzismus zur Voraussetzung), äußert sich in ständigen Angriffen des Über-Ichs auf das Ich als Ort der Identifizierung mit dem verlorenen Objekt. Auf diese Weise wird der Konflikt, der eigentlich mit dem Objekt hätte ausgetragen werden müssen, ins Ich verlagert, das sich in Folge dessen selbst quält und schließlich gänzlich entleert.<sup>26</sup>

Dieser Mechanismus gleicht auf struktureller Ebene frappierend dem Verlauf des modernen Leistungsdiskurses, der keine positive Beziehung zu seinem Gegenstand unterhält und Leistung nur als Abwesenheit beschwören kann. Sie ist als soziales Prinzip verloren, wird nicht genügend gewürdigt, zahlt sich nicht aus. Der paradoxerweise trotz allem existierende Leistungsdruck macht uns fertig, verwandelt uns in zähnefleischende Konkurrenten und treibt uns in die Neurose und trotz allem haben wir noch immer – so der Allgemeinplatz – das Gefühl, nicht genug gemacht zu haben. Und wenn wir unser ganzes Leben daraufhin auslegen, möglichst viel zu leisten, verlieren wir alles andere und stehen mit leeren Händen da, haben also wieder nichts geleistet, sondern lediglich unser Leben ruiniert. Die Liste solcher Klagen ließe sich beliebig ergänzen, ihnen ist sämtlich die Tatsache gemein, dass sie sich alle auf ein verlorenes Objekt beziehen, dessen Inexistenz sie leugnen, indem sie es zum Anlass nehmen, sich ungehemmter Selbstzerknirschung hinzugeben. Der Diskurs um die Leistungsgesellschaft entpuppt sich aus dieser Sicht als melancholischer Diskurs einer Gesellschaft, die es nicht wagt, um das Verschwinden dessen zu trauern, was ihr letztmögliches Zentrum gewesen ist und in den Abgrund ihrer eigenen Leere zu blicken, der durch die selbstreferentielle Zirkularität des Kapitalkreislaufs gespeist wird. Die FDP ist so betrachtet nicht die Spaßpartei, als die sie sich öffentlich zu geben versucht, sondern die melancholischste Gruppierung im deutschen Parteienspektrum, was das klägliche öffentliche Auftreten ihrer Mitglie-

der erklären könnte. Und auch wir benehmen uns wie Melancholiker, wenn wir auf den Leistungsfetischismus der Gesellschaft und Arbeitswelt schimpfen und trotz allem darauf beharren, wir täten nichts anderes, als zähneknirschend einem Spiel zu folgen, dessen Regeln andernorts festgelegt würden. Wir lehnen das Leistungsprinzip ab, wir hassen es, wir spucken darauf – und gerade dadurch halten wir seine Existenz aufrecht, um uns nicht einzugestehen, was darunter verborgen ist. »Lieber an den Schmerz gebunden als an gar nichts«<sup>27</sup>, wie die U.S. amerikanische Philosophin Amy Allen einmal sagte.

Bis zu diesem Punkt besteht trotz allem Anlass zum Optimismus. Die Melancholie besitzt den Vorzug, in den meisten Fällen von selbst wieder zu verschwinden, durch die Verarmung des Ichs, das Umschlagen in Manie oder – und dies ist der häufigste Fall – schrittweises Verebben. Wie in der Trauer Schritt für Schritt die Libido von mit dem Objekt verbundenen Erinnerungen und Erfahrungen gelöst wird, arbeitet auch die Melancholie sich am Objekt ab, indem sie es in zahlreichen Ambivalenzkämpfen entwertet, herabsetzt und sich so langsam von ihm löst.<sup>28</sup> Im Grunde würden wir uns also in einer ziemlich guten Phase gesellschaftlicher Entwicklung befinden, die gerade vielleicht etwas schmerzhaft ist, sich allerdings als heilsam erweisen wird, weil sie mit der Verabschiedung eines Prinzips endet, das für die weitere Entwicklung des Sozialen keine Rolle mehr zu spielen hat.

Dies erweist sich jedoch als zu einfach, zumal heute die Behauptung, wir befänden uns nur noch wenige Schritte von der Revolution (in welcher Form auch immer) entfernt, schlicht und einfach lächerlich ist. Der Kapitalismus saß noch nie so fest im Sattel wie heute. Zwar ist die Gesellschaft melancholisch strukturiert, doch steht ihr keine Möglichkeit offen, diesen Zustand zu überwinden. Dies hat einen so einfachen wie folgenschweren Grund. Die Melancholie gilt einem Objekt, das verloren wurde und versucht mit diesem Wechsel der Verhältnisse zurecht zu kommen, indem es ihn zunächst einmal negiert. Das Objekt wird durch Identifikation ins Ich aufgenommen und bleibt dort erhalten, wenn auch unter wenig erfreulichen Bedingungen. So schmerzhaft die Sache ist, steht trotz allem fest, dass es das verlorene Objekt einmal gegeben hat. Endet die Melancholie schließlich mit der Lösung vom Objekt, wird die fixierte Besetzungsenergie frei, um in andere Objekte investiert werden zu können, was dem Ich ermöglicht, auch nach schwerwiegenden Verlusten wieder

Zugang zur Welt und anderen Menschen zu erlangen, anstatt sich in den narzisstischen Zirkeln des Selbstrückzugs zu verlieren.

Träfe dies auf die mit dem Leistungsbegriff verbundene Melancholie zu, müsste diese irgendwann verschwinden, um von sich aus den Weg zu einer neuen Gesellschaft freizumachen, die durch die frei werdende Libido der Individuen konstruiert würde. Dass dies nicht geschehen wird, ist schon an dem Lächeln ablesbar, das einen heute beim Lesen solcher »Befreiungsanalyse« unmerklich überkommt. Das liegt natürlich an der offensichtlichen Schwäche des Arguments, vor allem aber an der Tatsache, dass sich das eigentliche Problem vollkommen außerhalb seines Gegenstandsbereich befindet. Wie bereits ausgeführt handelt es sich beim heutigen Kapitalismus um eine soziale Ordnung, die um die leere Verwertungsbewegung des Kapitals herum organisiert ist. Das Leistungsprinzip verdeckt den Blick in diesen Abgrund, indem es ein berechenbares Sinnverhältnis unterstellt, an das alle Gesellschaftsmitglieder gebunden sind. Allerdings ist Leistung ein Begriff, der bei näherer Betrachtung semantisch ebenso leer ist, wie die Leere, die er verdecken soll und damit nichts bezeichnet, was zu einer Verklammerung des Sozialen dienen könnte. Seine Bedeutung *wird* nicht entleert, vielmehr *war* er niemals von Bedeutung, insofern ihm eine nicht zu überwindende Unbestimmbarkeit anhaftet.

Die Auflösung der Melancholie würde die Leere des Sozialen deutlich sichtbar machen, was für Gesellschaft und Individuen einem Trauma gleichkäme, das in der Erkenntnis dessen läge, was Slavoj Žižek den Verlust des Verlusts genannt hat. Der Gedanke lässt sich an Hegels berühmter Parabel von Herr und Knecht aus der »Phänomenologie des Geistes« verdeutlichen. Der Knecht glaubt, was ihn davon abhalte, das Gefühl der Fülle zu erfahren, eine geschlossene Identität zu erlangen, sei der Herr, der ihn zwingt, für dessen Lebensunterhalt zu arbeiten, ohne dass der Knecht etwas davon für sich behalten dürfte. Würde der Knecht den Herrn im Kampf besiegen, müsste er die bittere Erfahrung machen, zwar keinen Gegner mehr zu haben, aber noch immer keine geschlossene Identität zu besitzen, da selbige in sich selbst blockiert ist und deswegen strukturell stets unabgeschlossen bleibt.<sup>29</sup> Der Augenblick, in dem der Knecht zu dieser Erkenntnis gelangt, ist nach Žižek der Verlust der Verlusts, »die Erfahrung, daß wir niemals hatten, was wir verloren haben sollen«.<sup>30</sup>

Genau dies würde das moderne Subjekt erleiden, wenn es den Zustand der Melancholie verlässe, um seine frei gewordene Libido auf ein anderes Objekt zu verschieben. In einer sozialen Ordnung, die sich selbst entleert, in der alle klassischen Ideologien ausgespielt sind und der als einzige Zuflucht die Anti-Ideologie und das ihr konforme Kalkül der Berechenbarkeit bleibt, um elementare Mechanismen von Sozialintegration aufrecht zu erhalten, gibt es nichts, worauf sich diese Energie richten könnte, wenn nicht die Produktionsweise selbst einer radikalen Veränderung unterworfen wird. Der Ausgang aus dem Symptomkomplex der Melancholie, die Beendigung all des Jammerns, der Selbstzerknirschung und des ständigen Lamentierens darüber, wie schwer das Leben ist, würde zur Einsicht in die absolute Leere des entwickelten Kapitalismus und damit in ein paralysierendes Trauma führen. Dies gilt es zu vermeiden, damit die Dinge bleiben können, wie sie sind. Und genau das gewährleistet die Melancholie.

Aus dieser Sicht wird sie als Form der Abwehr lesbar, welche den Blick in die Leere verstellt und so die Stabilität des Individuums und der Gesellschaft gewährleistet.<sup>31</sup> Die heutige Gesellschaft ist damit eine Gesellschaft, die das Leiden der Erkenntnis und Veränderung vorzieht und keinerlei Angebot bereithält, das den Menschen ermöglichen würde, ein Leben zu führen, in dem ihr persönliches Leben Teil eines größeren Ganzen oder auch nur mit dem Leben der Anderen verwoben ist. Das Sinnangebot der heutigen Gesellschaft beschränkt sich auf die Verführung des Individuums durch hedonistisch besetzte Objekte der Konsumwelt, die es in der Blase des Augenblicks sitzend konsumiert und vergisst, wobei es das Genießen Schritt für Schritt verlernt. Die Leere ist gerade im Konsum deutlich fühlbar, doch auch er rettet sich durch den Verweis auf die Leistung. Man muss es eben nur richtig versuchen, sich zur Not beraten lassen, das Richtige kaufen, den richtigen Lebensstil wählen – und schließlich wird es verschwinden, dieses Gefühl, sich im Kreis zu drehen und in einen Strudel ohne Boden hinabzublicken. Nichts untermalt die Selbstverblendung des modernen Subjekts besser als der Werbeslogan der Postbank: »Unterm Strich zähl ich«.

Die Anti-Ideologie entpuppt sich an dieser Stelle als ein komplexes Gebilde aus Diskursproduktion und psychischer Zurichtung der Individuen. Sie zieht jede Diskussion auf den von ihr selbst konstituierten Boden der Objektivität und schließt dadurch jeden ihr äußerlichen Diskurs aus oder verwandelt ihn in Gerede. Den Existenznachweis des Leistungsprinzips

muss sie nicht antreten, da es ihr zufolge entweder verloren oder durch feindliche Kräfte ausgehebelt worden ist und nur durch einen umfassenden Akt politischer Restauration wieder in Leben gerufen werden könnte, der die Mitwirkung aller Mitglieder der Gesellschaft verlangt. Bis zu diesem Punkt wäre es prinzipiell noch möglich, der Anti-Ideologie ins Messer zu fallen und Leistung in guter alter ideologiekritischer Geste als in sich widerspruchsvolles Konstrukt zu entlarven. Doch kommt durch die Melancholie ein entscheidendes Moment hinzu. Durch die ambivalente Besetzung des durch Identifikation verinnerlichten Objekts entsteht die absolute – weil emotionale – Gewissheit, es habe früher einmal existiert und könne deswegen auch zurückkehren. Wie könnte man schließlich um etwas trauern, das niemals existiert hat? Ist nicht die Trauer der Beweis für die Existenz des betrauten Objekts? Die Melancholie schließt die logische Lücke der Anti-Ideologie und verwandelt sie in ein perfektes selbstreferentielles Ganzes, demgegenüber sich jeder andere Diskurs ausnimmt, als käme er von einem anderen Planeten.

## **DAS VERSAGEN DER IDEOLOGIE**

Wie bereits beschrieben, ist die Linke heute in einem gewissen Erklärungsnotstand. Wer den Kapitalismus beseitigen will – und nicht weniger sollte unser Ziel sein – ist gezwungen, das vom Kapitalismus verursachte Problem zu benennen, schwerwiegend genug, um die heutigen Zustände als unerträglich zu empfinden und zum anderen den Nachweis anzutreten, das kapitalistische System sei aufgrund seiner inneren Logik nicht in der Lage, der von ihm produzierten Problematik Herr zu werden. Normalerweise ist diese Argumentation auf die Produktion von Armut und sozialem Ausschluss (Rassismus, Antisemitismus, Sexismus, Heteronormativität usw.) fokussiert und macht sich auf diese Weise zum Anwalt vermeintlich schwacher sozialer Gruppen, die in den Genuss besserer Lebenschancen und sozialer Integration kommen sollen. Sowohl die entsprechende Diskussion als auch die ihr entspringenden politischen Praktiken sind von essentieller Wichtigkeit, verweisen jedoch nicht auf soziale Fehlentwicklungen, von denen die breite Masse der Bevölkerung betroffen wäre. Der überwiegende Teil der Menschen in den westlichen Ländern setzt sich aus weißen, heterosexuellen, christlichen oder atheistischen Mittelstandsbürgern zusammen. Dies mag ebenso bedauerlich



sein wie die mit dieser Identitätskonstellation verbundenen Einstellungsmuster, die in den letzten 20 Jahren von diversen akademischen Disziplinen analysiert wurden, wirft aber die schwierige Frage auf, wie den entsprechenden Menschen vermittelt werden kann, die politische Aufgabe bestünde darin, das System des Kapitalismus zugunsten einer Ordnung zu überwinden, die allen ein glückliches Leben ermöglicht, zumal sich gezeigt hat, wie gut die dekonstruktivistische Kritik in das System des Kapitalismus integrierbar ist, sei es durch Diversity-Management, Gender-Kompetenz oder Flexibilisierung von Identitätsmustern. Dass Menschen, die in einem System relativ gut leben, sich aus Selbstlosigkeit entscheiden, die politische Ordnung umzukrempeln, um Anderen ein besseres Leben zu ermöglichen, wäre geschichtlich betrachtet ein absolutes Novum.

An dieser Stelle kommt dann häufig der Verweis auf die globale Perspektive, auf eine Milliarde Menschen in absoluter Armut, 30.000 Kinder, die täglich an Hunger, unzureichendem Zugang zu Wasser und problemlos heilbaren Krankheiten sterben. Natürlich ist dies ein guter Grund zur Abschaffung einer Ordnung, die solches Leid produziert, doch auch hier stellt sich die Frage, von wem diese Umwälzung ausgehen soll. Und auch hier ist nicht mit einer Revolution aus Selbstlosigkeit zu rechnen.

Dieser argumentativen Krise der westlichen Linken wird heute durch einen neuen Diskurs begegnet, der eingesteht, das Problem der westlichen Welt sei nicht in der Verarmung der Bevölkerung zu suchen, um statt dessen ein neues Problem in den Vordergrund zu rücken, das geeignet sein könnte, die Basis für einen kollektiven Wunsch nach sozialer Transformation abzugeben. Dieses Problem wird zusehends in der steigenden Zahl psychischer Erkrankungen ausgemacht, deren Genese (natürlich) in der Leistungsgesellschaft begründet liegen soll, welche die Menschen heute immer stärker unter Druck setzt. So argumentiert etwa Gernot Böhme in der Einleitung zu dem von ihm herausgegebenen Sammelband »Kritik der Leistungsgesellschaft«, 5 % der Bevölkerung seien aktuell depressiv und 10 % der Männer und 20 % der Frauen würden zumindest einmal in ihrem Leben an einer Depression erkranken.<sup>32</sup> Das ist insofern verwunderlich, als Frauen innerhalb der noch immer patriarchalen Gesellschaftsstruktur prozentual gesehen weniger arbeiten als Männer, wenn sie arbeiten, häufiger Teilzeitjobs haben und deutlich weniger in Spitzenpositionen vertreten sind.<sup>33</sup> Falls die Verbreitung von Depressionen auf den steigenden Druck der Leistungsgesellschaft zurückgeht, sollten Frauen diesen Zahlen zufolge eigentlich weniger betroffen

sein – schließlich dürfen sie noch immer nicht richtig mitmachen. Die nächste in aller Munde befindliche Krankheit ist Burnout. Hier werden mangels personenbezogener Statistiken die Krankheitstage als Berechnungsgrundlage herangezogen. So verweist auch Böhme auf 10 Millionen verlorene Tage im Jahr 2008, hebt aber zugleich hervor, bei 40 Millionen Erwerbstätigen würde dies nur einen Fehltag pro Person bedeuten und beklagt im nächsten Zug den Zynismus dieser Feststellung (schließlich sei ein Fehltag bereits schlimm genug).<sup>34</sup> Doch fühlen sich immerhin 3,8 Millionen Menschen gemobbt,<sup>35</sup> wie wenige Zeilen später – zwischen ihnen wird spürbar aufgeatmet – festgestellt wird; und das ist immerhin fast ein Viertel der erwerbstätigen Bevölkerung. Das Schlimmste ist allerdings der Stress. Acht von zehn Deutschen fühlen sich gestresst, ein Drittel gar häufig oder dauernd.<sup>36</sup>

Es soll an dieser Stelle nicht darum gehen, sich über Abhandlungen zur psychischen Befindlichkeit der Bevölkerung lustig zu machen oder das Leiden der Betroffenen zu relativieren. Doch folgt der soeben zitierte Aufsatz einer charakteristischen Suchbewegung, die zwar fündig wird, sich aber sogleich enttäuscht von ihrem Fund abwendet, um nach Neuem Ausschau zu halten. Als Einleitung konzipiert ist der Aufsatz von dem Anliegen getragen, eine deutliche Formulierung der Problematik vorzunehmen, springt aber von einem Gegenstand zum anderen. 5 % Depressive, 10 % Gemobbte, 80 % Gestresste und eine nicht bekannte Zahl aktuell von Burn-Out Betroffenen – das alles wird fast metonymisch aneinandergereiht, wodurch die textuelle Bewegung ins Gleiten gerät. Dies ist keineswegs die Schuld des Autors, sondern liegt im Gegenstand der Untersuchung selbst begründet. Die Zahlen lassen die Feststellung einer gravierenden, die Gesellschaft in Frage stellenden Problematik, schlicht und einfach unbegründet erscheinen, zumal die These, sie gingen auf den hohen Leistungsdruck zurück, äußerst wackelig ist. Die heutige Gesellschaft ist bei aller möglichen Kritik historisch betrachtet diejenige mit den niedrigsten Arbeitszeiten, der besten sozialen Absicherung und den umfassendsten Regelungen zum Arbeitsschutz, die es je gegeben hat. Daran ändern auch die momentanen Streichungen der Sozialausgaben vorerst nichts. Wie depressiv und von Burnout bedroht hätten die Minenarbeiter des 19. Jahrhunderts sein müssen? Wenn die These der Kausalität von Leistungsdruck und psychischer Erkrankung richtig wäre, müsste historisch betrachtet ein ständiges Zurückgehen entsprechender Zahlen zu verzeichnen sein.

Dieses Argument ist häufig einem konstruktivistischen Konter ausgesetzt. Einfach formuliert funktioniert dieser wie folgt: Leiden ist eine subjektive Erfahrung und es steht niemandem zu, diese zum innersten Selbst gehörende Dimension zu objektivieren und dadurch die Empfindungen des Individuums zu relativieren. Dem Minenarbeiter mag es objektiv betrachtet schlechter gegangen sein als einem depressiven Grafikdesigner, doch habe er das eben nicht so empfunden, wodurch der Objektivität zur Bestimmung des Leidens keine prioritäre Rolle zukomme. Die auf die Welt als Ganzes bezogene Variante liest sich ähnlich. Vielleicht erscheinen die Probleme der westlichen Welt nicht weiter schlimm, für die Betroffenen aber sind sie nicht weniger traumatisch als auf den ersten Blick spektakulärer erscheinende Leiden wie z.B. Hunger.

Dieses Argument ist defensiv und weist dadurch auf eine nicht zu beseitigende Schwäche hin. Der Verweis auf die steigenden Zahlen psychischer Erkrankung ist nicht in der Lage, das lange Zeit wirksame linke Argument von der Verelendung der Bevölkerung zu substituieren. Ums Überleben zu kämpfen ist etwas anderes, als depressiv oder gestresst zu sein – daran wird auch der Konstruktivismus nichts ändern.

Skeptisch stimmen sollte auch, wie weit die Diskussion über psychische Erkrankungen in den populären Medien angekommen ist. Die »Zeit« verweist besorgt um die volkswirtschaftlichen Kosten auf 12,5 % durch psychische Erkrankungen verursachte Krankheitsfälle, die zudem mit überdurchschnittlich langen Krankschreibungen einhergehen<sup>37</sup> und »Bild« macht sich Sorgen um die von ungenannten Experten geschätzten neun Millionen von Burnout Betroffenen in Deutschland.<sup>38</sup> Wer auf Depression oder Stress verweist, kann heute auf jeden Fall sicher sein, allgemeine Zustimmung zu ernten.

Für die Linke entsteht damit ein gravierendes Problem. Einerseits ist immerhin ein Massenpublikum vorhanden, das nur noch für die Sache gewonnen werden muss, um direkt in die neue Gesellschaftsordnung voranzuschreiten. Andererseits kann auf Basis der Zahlen und dem zugrunde liegenden Leidenspotential nichts dabei herausspringen als der laue Verweis darauf, wir hätten es übertrieben und müssten nun einen Gang zurückschalten. Begriffe wie Slow Food, Entschleunigung oder Work-Life-Balance gedeihen genau auf diesem Boden und sind Grundlage einer neuen Konsumkultur, die von diversen Anbietern eilfertig mit entsprechenden Lifestyleangeboten, Sportkursen und Beratungen umhegt wird und auf diese Weise erneut die verblüffende Fähigkeit des Kapitalismus

belegt, noch seine Widersprüche erfolgreich in Waren zu verwandeln.<sup>39</sup> Für eine auf soziale Transformation zielende politische Praxis kann die psychische Befindlichkeit der Bevölkerung keine Grundlage sein. An was also anknüpfen? Wo liegt das Problem?

Der Fehler in den geschilderten Diskursen liegt nicht in ihrem Verweis auf die steigende Zahl psychischer Erkrankungen, sondern in der Form, wie diese thematisiert werden. Depression, Burnout, Mobbing und Stress erscheinen in der verbreiteten Rezeption vor allem als Krankheiten der Fülle. Das Problem des modernen Individuums liegt ihnen zufolge darin, zu viel schaffen zu müssen, ständig mit einem Übermaß an Anforderungen und Erwartungen konfrontiert zu sein, angesichts derer es sich selbst vergisst und schließlich erkrankt. Die moderne Welt ist so komplex und unübersichtlich, dass alles von Mehrdeutigkeit heimgesucht wird, die Folgen von Entscheidungen nicht mehr kalkulierbar sind und die sozialisatorischen Anforderungen des Systems die Fähigkeiten des durchschnittlichen Individuums bei weitem übersteigen. Die Diagnose, der Kapitalismus sei ein leeres System, muss angesichts dessen absurd erscheinen. Wenn jemand nach dem Urlaub 300 Emails in seinem Postfach vorfindet oder Freitag um vier noch einen Schwung Arbeit auf den Schreibtisch geworfen bekommt, kann von einem Mangel an Bedeutung offensichtlich nicht gesprochen werden. Das System scheint perfekt geschlossen zu sein. Es integriert alles (Kapitalismus), definiert und verkörpert die Objektivität (Anti-Ideologie) und bringt Bedeutungen im Übermaß hervor (Lebenswelt/Psyche).

Der Begriff Depression kann jedoch auch anders interpretiert werden. Alain Ehrenberg macht im Übergang vom klassischen Kapitalismus zur Dienstleistungsgesellschaft eine folgenschwere Veränderung des psychischen Dreh- und Angelpunktes der Individuen aus. Das klassische System der Disziplargesellschaft sei einer Gesellschaft gewichen, die allerorten mit der Aufforderung aufwarte, man selbst und dabei noch möglichst individuell zu sein. An die Stelle des von der Psychoanalyse thematisierten Konflikts zwischen dem Erlaubten und Verbotenem sei dadurch die Spannung zwischen dem Möglichen und Unmöglichen getreten.

»Die Neurose ist die Krankheit des Individuums, das durch seine Konflikte gespalten wird, das durch die Spannung zwischen dem Erlaubten und dem Verbotenen zerrissen wurde. Die Depression ist die Krankheit des Individuums, das sich scheinbar von den Verboten emanzipiert hat, das aber durch die Spannung zwi-

schen dem Möglichen und dem Unmöglichen zerrissen wird. Wenn die Neurose das Drama der Schuld ist, so ist die Depression die Tragödie der Unzulänglichkeit. Sie ist der vertraute Schatten des führungslosen Menschen, der des Projekts, er selbst zu werden, müde ist und der versucht ist, sich bis zum Zwanghaften Produkten oder Verhaltensweisen zu unterwerfen.«<sup>40</sup>

Im vielfach als Postmoderne verbrämten modernen Kapitalismus haben die klassischen Verbote und Gesetze in starkem Maße an Gültigkeit verloren, wodurch aber weniger neue Räume positiver Freiheit als Verhaltensunsicherheiten geschaffen wurden. Das moderne Subjekt ist von einer dauernden Desorientierung geprägt, die dem gesellschaftlichen Mangel verbindlicher Normen und Ideale entspringt.<sup>41</sup> Als Folge ist es nicht in der Lage, innere Konflikte zu repräsentieren (Konflikte womit schließlich auch? – Anything Goes!), hat ein schwaches Über-Ich und kann nur noch an zu hoch hängenden, narzistisch besetzten Ich-Idealen kranken, hinter denen es stets zurückbleibt, was seine Reaktionsmöglichkeiten auf die Empfindung von Scham reduziert.<sup>42</sup> Da es unter diesen Bedingungen nicht abschließend geheilt werden kann, tritt die Krankheit in ein chronisches Stadium, in dem es vor allem darum geht, das Individuum zu betreuen, zu unterstützen und umzuwandeln, nicht länger aber darum, es zur Genesung zu führen. Das Resultat besteht in Abstumpfung.<sup>43</sup>

Was im populären Diskurs als Krankheit der Fülle erscheint, wird bei Ehrenberg ganz im Gegenteil als Krankheit der Leere erkenntlich. Das moderne Subjekt versucht verzweifelt, sich eine Identität zu schaffen und scheitert an dieser Aufgabe, weil es niemals das Gefühl hat, bei sich selbst anzukommen. Dies hat mit Lacan betrachtet strukturelle Gründe, ist doch das Subjekt von einem inneren Riss durchzogen, der es von sich selbst trennt und zu einem irreparablen Mangel an Sein verdammt. Doch dies ist schon immer der Fall gewesen, seitdem der Mensch ein Bewusstsein von sich hat. Der Mangel der Depression ist kein ontologischer, vielmehr ist er auf einer ganz alltäglichen Ebene angesiedelt. Er entspricht dem Gefühl, trotz aller Anstrengungen der gesellschaftlichen Idealvorstellung, die man für sich selbst erwählt hat, nicht nachkommen zu können und bei der Identitätsbildung kontinuierlich zu versagen. Das moderne Subjekt ist Ehrenberg zufolge narzistisch schwer gekränkt und permanent beschämt, weil es vor sich selbst und, vor allem, den Anderen scheitert. In seiner Gier nach Identität geht es ihm wie einem Menschen, der mit löchrigen Eimern Wasser zu holen versucht. Schon Freud beschrieb die der

Depression vom Symptombild ähnliche Melancholie als einen Zustand, in dem das Ich arm und leer geworden ist.<sup>44</sup>

Ehrenberg vermutet die Ursache für das Grassieren der Depression in den westlichen Gesellschaften vor allem im Individualisierungs- und Selbstverwirklichungsdruck der modernen Gesellschaft, der das Subjekt auf seinen Narzismus zurückwerfe und dazu triebe, sich fortwährend um sich selbst zu drehen. Dies ist sicherlich nicht falsch, doch stellt sich die Frage, ob eine vor allem auf das Kulturelle zielende Erklärung wie diese nicht die wesentliche Ursache verfehlt. Die Sozialisationsforschung und die Psychoanalyse verfechten beide die These eines Subjekts, das durch schrittweise Identifizierungen mit Objekten seiner Umwelt zur Ausbildung einer stabilen Identität gelangt, die ihm schließlich die Integration in die Gesellschaft erlaubt. Freud beschreibt diesen Prozess der Ich-Bildung als Vorgang, bei dem Objekte durch Identifikation ins Ich verlagert werden und auf diese Weise schließlich den Charakter des Subjekts formen.<sup>45</sup> In der klassischen Analyse wird der Begriff Objekt sehr weit gefasst und umfasst gleichermaßen Personen, Gegenstände oder Ideale.<sup>46</sup> Dieser Gedanke wurde von der lacanianischen Theorie weitergeführt. Wenn das Subjekt durch einen Mangel an Sein strukturiert wird und sein Begehren sich auf dessen (unmögliche) Schließung richtet, ist die Identifizierung das Mittel, durch das es diesen Zweck zu erreichen versucht. Trotz aller Anstrengungen ist es aber außerstande, den seiner Existenz zugrunde liegenden konstitutiven Mangel zu überwinden, um als reine Seinsfülle zu existieren. Deswegen kann es die Schließung des Mangels nur auf imaginärer Ebene erleben, als eine Art gut inszeniertes ideologisches Schauspiel, das ihm die Vorstellung aufrecht zu erhalten hilft, es habe zu einer Identität gefunden.<sup>47</sup>

Während der strukturelle Mangel des Subjekts nicht zu beheben ist,<sup>48</sup> differiert die Art, in der das Subjekt diesen Mangel erfährt, historisch betrachtet wesentlich, insofern die durch Identifikation hergestellte Illusion der Seinsfülle je nach Beschaffenheit des politisch-sozialen Systems leichter oder schwerer aufrecht erhalten werden kann. Damit scheint sich eine Lösung für die von Ehrenberg beschriebene Problematik anzubieten. Während in einem streng religiösen System die Identifikation mit dem System zugleich die Identifikation mit Gott und damit auch die Fülle des Subjekts bedeutet, ist es unter den Bedingungen der modernen Gesellschaft wesentlich schwerer, eine derartige Erfahrung auf imaginärer Ebene festzuhalten. Ohne fest stehende Normen und Werte,

ohne verbindliches Ziel und sicher zu ihm führende Wege, verliert der Akt der Identifikation sein Objekt. In einer Gesellschaft, in der die Zahl der Identitätsangebote und Lebensstile sich ständig verschiebt und erweitert, wird das Provisorium der den Mangel des Subjekts verdeckenden Identifikation von einem implizit-verdeckten zu einem expliziten Faktor und lässt das Begehren des Subjekts ins Leere laufen. Die Depression erscheint unter diesem Blickwinkel als die Krankheit eines Subjekts, das aufgrund einer grundlegend transformierten sozialen Umgebung nicht mehr in der Lage ist, seinem eigenen Mangel aus dem Weg zu gehen und mit Büchners Woyzeck zu sagen gezwungen ist: »Jeder Mensch ist ein Abgrund, es schwindelt einem, wenn man hinabsieht.«

Diese Interpretation ist verführerisch, geht jedoch mit dem Problem einher, lediglich auf anderer Ebene und mit anderen Begrifflichkeiten die häufig formulierte Diagnose zu wiederholen, die heutige Gesellschaft verfüge einerseits über keinen zentralen Ort der Autorität mehr (Staat, Gesetz, Vater...) und zeichne sich andererseits durch ein auf allen sozialen Ebenen existierendes Überangebot aus – zwei Bewegungen, die sich wechselseitig verschärfen und zu dem führen, was heute gemeinhin Orientierungslosigkeit genannt wird. Diese Argumentation verharret nicht nur ebenso im Kulturellen wie die Ehrenbergs, sie ist auch politisch äußert fragwürdig, da sie zumeist dort herangezogen wird, wo Einstellungen wie Rassismus oder Antisemitismus und die aus ihnen entspringenden Taten beschönigt werden sollen. Dass es den Menschen heute schwer fällt, sich aus den vielfältigen Identitätsangeboten eines auszusuchen, das ihr Begehren nach Identität zumindest für einen bestimmten Zeitraum ausfüllt und sie aus diesem Grund unmittelbar am Mangel ihres Seins kranken, deckt sich nicht mit der Alltagsbeobachtung.

Vielmehr führt die Zunahme von Identitätsangeboten heute bei vielen Menschen zu einem missionarischen Eifer und einem Eintreten für die Sache, die in dieser Intensität seit dem Verschwinden von Faschismus und Kommunismus nicht mehr auszumachen waren. Nichtraucher wenden sich ab, wenn jemand neben ihnen raucht, als würde man ihnen ein Karzinom in die Lunge transplantieren, Kinder ernährungsbewusster Eltern dürfen in der Kita keine Milch trinken, weil die nicht richtig Bio ist und Übergewicht ist in den Augen von Sportbegeisterten nicht selten ein Kapitalverbrechen. Ein Job ist heute kein Mittel um Geld zu verdienen, sondern zu einer Berufung geworden, die volle Hingabe verlangt und in vielen Fällen Mittelpunkt der gesamten Existenz ist. Das moderne Subjekt

ist sich selbst zum Projekt geworden und durch lebenslanges Lernen, Bodyshaping, Beziehungspflege, Netzwerkaufbau und Psychotherapie kann es immer noch ein wenig besser gemacht werden. Das verlangt ganzen Einsatz und lässt fast jede Frage zu einer quasi-religiösen Gratwanderung werden, bei der wir aufpassen müssen, nicht plötzlich alles zu versauen, wo wir doch schon so weit gekommen sind. Die Pluralisierung der Identitätsangebote und die Aufforderung, man selbst zu sein, scheinen das Ich weniger auszuhöhlen als anzuspornen. Warum es angesichts dieser Fülle an Optionen plötzlich unfähig sein sollte, auf imaginäre Weise den strukturellen Mangel seiner Existenz zu verdecken, ist nicht verständlich.

Wenn Ehrenberg mit seiner These, Depression sei eine Erkrankung der Leere, recht hat, dann auf andere Weise, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Da Identifikation heute ebenso möglich ist wie früher und mit derselben Inbrunst zelebriert wird wie in religiösen Gesellschaften, kann der Grund für die in der Depression gemachte Erfahrung nur im Objekt der Identifikation selbst liegen.

Wenn das Kapital eine tautologische Bewegung ist, die keinerlei außer ihr gelegenen Sinn besitzt, wie z.B. Bedürfnisbefriedigung oder gesellschaftliche Entwicklung, und in fortgesetztem Maße existierende Bedeutungsverhältnisse nivelliert, da sein Verwertungsradius sich immer weiter ausdehnt, produziert das Kapital neben einer riesigen Warenansammlung vor allem eine ständig größer werdende Sphäre von Bedeutungslosigkeit. Diese Dynamik entleert das Soziale und erschwert die Hegemonisierung der Gesellschaft, da es keinen Begriff mehr gibt, der genügend Bedeutung besitzen würde, um eine Verklammerung der Differenzen zu ermöglichen. Leistung fungiert hier als eine Art Strohalm, insofern der Begriff Berechenbarkeit suggeriert und deswegen keinen konkreten Inhalt benötigt. In dem Maße aber wie sich diese Berechenbarkeit als Illusion erweist, kann nur noch die Abwesenheit des Leistungsprinzips betrauert werden. Dieser Abwehrmechanismus (Trauer um etwas, das niemals existiert hat, um dessen Unmöglichkeit zu verdecken) verhindert zwar die Erkenntnis des Verlusts des Verlusts, lässt jedoch die alles affizierende Leere des Systems spürbar werden.

Genau hier liegt der Ursprung der Depression. Wenn Menschen heute trotz gelingender Identifikation langsam in die Depression abgleiten, dann deswegen, weil das Objekt ihrer Identifikation ein leeres ist. Wer seinen Body stählt, um auf dem Partnermarkt über mehr Kapital zu verfügen, erfährt im gleichen Moment, wie egal dieser Körper im Grunde



ist, weil er jederzeit durch etwas anderes zu substituieren wäre, z.B. die in einem entsprechenden Seminar trainierte Beziehungsfähigkeit. Wer sich mit seinem Beruf identifiziert, macht nicht nur die Erfahrung, als Angestellter auch bei bester Qualifikation letztlich ersetzbar zu sein; er erfährt auch, wie alles von ihm Produzierte in einen Kreislauf eingespeist wird, für den konkrete Bedeutungen nur Vorbedingung für abstrakte Verwertung sind. Das heutige Leben ist erfüllt von Erfahrungen wie diesen, auch wenn sie in den meisten Fällen nicht bewusst sind. Der moderne Kapitalismus forciert die Identifikation, weil sie eine Gelingensbedingung seines Verwertungszyklus ist, und höhlt sie zugleich aus, da er außer leeren Objekten nichts anzubieten hat. Die Norm der aktiven Lebensführung, die heute allerorten zum Glücksversprechen des Subjekts verklärt wird, lässt sich aus diesem Blickwinkel mit Fromm als pure Geschäftigkeit interpretieren, eine unseren Händen entgleitende, ins Leere laufende Tätigkeit, die sich entgegen ihres dynamischen Scheins als reine Passivität entpuppt<sup>49</sup> – und damit als eines der Hauptsymptome der Depression. Sie lässt sich als Identifikation mit einem leeren System verstehen, durch die das Nichts ins Innere des Ichs verlegt wird und es langsam auszehrt. Sie ist das Zeichen einer zusehends versagenden Ideologie, hinter der die Leere des Sozialen kaum noch verborgen werden kann, da sie in zusehendem Maße die Alltagserfahrung zu strukturieren beginnt.

Die Depression ist ein Phänomen, das seine Ursache in der Entwicklung der kapitalistischen Ökonomie hat. Dies ist jedoch anders zu verstehen, als viele der heute zu Kapitalismuskritikern Konvertierten es auslegen. Das Problem der ökonomischen Entwicklung liegt nicht darin, dass sie eine Kultur hervorbringt, in der die Menschen sich unter ständigem Druck befinden. Das Problem liegt darin, dass sie die Kultur durch Assimilation beseitigt und keinerlei Identifikationsangebot außer ihrer Leere bestehen bleibt.

Insofern es der Anti-Ideologie immer weniger gelingt, diese Leere zu überdecken, ist die Depression auch ein Gradmesser für das zusehends stärker werdende Versagen der Anti-Ideologie. Jedes soziale System wird von zwei entscheidenden Mechanismen getragen. Zum einen wird festgelegt, was Bestandteil des Systems ist und was exkludiert werden muss, um dessen Bestehen zu gewährleisten. Zum anderen wird das System durch einen zentralen Bezugspunkt – von Laclau leerer Signifikant genannt – verklammert, auf den sich alle Elemente des Sozialen beziehen, um neben ihrer Differenz eine Ebene der Gemeinsamkeit herzustellen.

Die Krise der heutigen Ideologie besteht vor diesem Hintergrund vor allem darin, die Homogenisierung der Differenzen nicht mehr in stabiler Weise gewährleisten zu können, was zu sozialer Desintegration und Unordnung führt. Ernesto Laclau interpretiert dies als Dislokation. Dieses Phänomen ist ihm zufolge zwar in jeder sozialen Ordnung anzutreffen, variiert aber in seiner Stärke wesentlich mit der Stabilität der hegemonialen Ordnung. Zu Dislokationen kommt es, wenn Elemente aus dem Bereich des Ausgeschlossenen in die bestehende Ordnung des Sozialen einbrechen und dessen Struktur durcheinanderbringen. Dies ist z.B. der Fall, wenn ansonsten versteckt lebende illegalisierte Flüchtlinge plötzlich auf die Straße gehen, um für ihr Recht auf Schutz vor politischer Verfolgung zu demonstrieren oder Schwule und Lesben in einer bis dahin streng heteronormativen Gesellschaft anfangen, sich öffentlich zu küssen, um gegen die Repression queerer Identitätsentwürfe zu demonstrieren.<sup>50</sup>

In den Bereich des Ausgeschlossenen fallen jedoch nicht nur Menschen, sondern auch Ideen und Ängste (z.B. die des bzw. vor dem Kommunismus). Der primäre Ausschluss, auf dem die heutige Gesellschaft basiert, ist der Nicht-Sinn. In einer Gesellschaft, die sich als Verkörperung der Objektivität selbst wähnt, in der alles eine Funktion und eine eigene Logik besitzt, in der alles diskursiver Aushandlung unterworfen ist, erscheint der Nicht-Sinn als schwerster Angriff auf die soziale Ordnung schlechthin. Dass die Produktion des Nicht-Sinns die wesentliche Eigenschaft des heutigen ökonomisch-politischen Systems ist, verschärft diese Problematik in starkem Maße. Der Nicht-Sinn darf dabei nicht mit dem Unsinn verwechselt werden. Der Einwand, die heutige Gesellschaft würde in einem historisch einzigartigem Maße Blödsinn gebären, ist sicherlich richtig, geht aber an der eigentlichen Sache vorbei. Unsinn bleibt dem Sinn stets verhaftet, da er lediglich dessen Kehrseite und demnach durchaus sinnvoll ist. Der Nicht-Sinn ist weder auf den Sinn noch den Unsinn bezogen, da er nichts bedeutet und dadurch beide in ihrer Existenz bedroht.

Die Depression als Krankheit der Leere, als Symptom eines ausgehöhlten Ichs, entspricht der Kolonisierung des Subjekts durch die vom System nicht mehr zu kontrollierende Bedeutungslosigkeit (ganz im Gegenteil ist es ihr größter Produzent geworden) und lässt sich als Dislokation der etablierten Ordnung verstehen, da sie in der Struktur des sozialen Störungen und Verschiebungen verursacht. Dies hat freilich nichts mit Subversion

gemeinsam und sollte aus diesem Grund kein Anlass sein, die Depression als widerständigen Akt zu verstehen. Ihre Symptome wie Antriebslosigkeit, Gleichgültigkeit, Freudlosigkeit oder Minderwertigkeitsgefühle entsprechen dem Leben in einer sozialen Ordnung, die ihr Ziel seit langem aus den Augen verloren und auf dem Weg auch noch sämtliche Kompensationsmöglichkeiten für diesen Mangel eingebüßt hat. Depression ist aus diesem Blickwinkel weniger eine Krankheit als ein nüchterner Blick auf die reale Dimension der Gesellschaft. Ihr Abgrund ist für jeden spürbar, der sich heute mit der Frage beschäftigt, was sein Leben in der Gesellschaft für einen Sinn hat und wohin es mit der Gesellschaft geht. Prinzipiell sitzt sie uns allen im Nacken und zwar nicht, weil wir zu viel arbeiten müssen, sondern weil die Sinnlosigkeit des Sozialen uns krank macht.

Die Unfähigkeit der Anti-Ideologie, die Leere des Systems zu überdecken, findet in der Depression ihre individuelle und im Mangel eines verbindlichen sozialen Prinzips ihre gesellschaftliche Dimension. Der Leere des Sozialen entspricht die Leere des Subjekts, wobei beide Faktoren umeinander kreisen und den Prozess der Entleerung weiter vorantreiben.

Der Wohlstand, den der Kapitalismus breiten Teilen der Bevölkerung gebracht hat, war lange Zeit in der Lage, die schlechten Seiten des Systems vergessen zu machen. Die Arbeit in der Fabrik mochte, wie schon Adam Smith betonte, stupide sein und zu Abstumpfung führen, doch immerhin sprang eine schöne Wohnung inklusive Farbfernseher dabei raus. Das war sowohl etwas Neues und damit Unverbrauchtes, als auch Zeichen dafür, es zu etwas gebracht zu haben. Der Konsum hielt das Versprechen des Genusses bereit und war bis zu einem gewissen Grad in der Lage, es auch zu halten, da öffentliches und privates Leben klar getrennt waren, wodurch Letzteres zum Ort partieller Wunscherfüllung wurde, an dem ein Fernseher viele schöne Abende bedeutete.

Durch die Ausdehnung des Kapitals im Rahmen der Ökonomisierung, das Verschwinden der Schwelle zwischen dem Öffentlichen und Privaten, sowie die Vereinnahmung der kompletten Persönlichkeit als Arbeitskraft, haben die Objekte des Konsums wesentlich an Bedeutung eingebüßt. Sie werden durch das Überangebot ebenso entwertet wie durch ihre Kurzlebigkeit im Angesicht der Mode, von ihrer Integration in die entleerende Bewegung des Kapitals ganz zu schweigen. Die wesentliche Veränderung, die der Konsum in den letzten Jahrzehnten erfahren hat, besteht in einer schrittweisen, aber folgeschweren Verlagerung.

Während das Objekt durch früher vielfältige Benutzungsweisen konsumiert wurde, wird heute tendenziell eher der Konsum selbst konsumiert. Da das Objekt keine Befriedigung mehr verschafft, insofern es kurz nach dem Kauf bereits veraltet ist oder angesichts eines konkurrierenden Objektes als Fehlkauf erscheint, kann Befriedigung nur noch aus dem Akt des Kaufens selbst erwachsen, in dem die mit dem Objekt verbundenen Wunschvorstellungen noch imaginären Charakter besitzen und keiner Realitätsprüfung unterzogen werden müssen. Das ist der Grund, weshalb heute viele Jugendliche Shopping als Hobby ansehen, bei Youtube massenweise Videos von Menschen zu sehen sind, die ihre Einkäufe präsentieren oder neu erstandene Artikel auspacken<sup>51</sup> und Shoppingmalls heute den Einkauf als Erlebnis bewerben.

Diese Form des Konsums kann nicht länger kompensatorische Funktionen übernehmen, da ihr treibendes Moment gerade in dem Mangel an Befriedigung liegt, den sie zu überwinden versucht. Der Akt des Kaufens ist immer schon vorbei und lässt den Konsumenten mit dem entwerteten Objekt allein, in dem sich unbarmherzig die Leere der Gesellschaft und die Leere des Subjekts spiegeln, die auch der nächste Shoppingtag nicht wird füllen können.

In beidem liegt eine potentielle Gefahr. Die auf ihre Leere zurückgeworfene Gesellschaft und das ausgehöhlte Subjekt werden angesichts des Scheiterns der klassischen Ausgleichsstrategien umso mehr versuchen, sich dieser Leere zu entledigen, um wenigstens eine provisorische Erfahrung der verlorenen Fülle zu machen. Terry Eagleton hat darauf hingewiesen, dass innerliche Leere zur Projektion dieser Leere auf Andere führt, deren vermeintlich volles Sein Neid provoziert und die Unsicherheit des Subjekts potenziert.<sup>52</sup> Schließlich muss etwas oder jemand für die Erfahrung dieser Leere verantwortlich sein, entweder, da er einer vernünftigen Entwicklung der Dinge im Weg steht oder von einer Fülle zehrt, die er, aus den Augen des Leidenden betrachtet, nur gestohlen haben kann. Dies kann zu zwei Strategien führen. Die im Anderen vermutete Fülle wird zunichte gemacht oder sie wird entwendet – beides zielt auf die Zerstörung des Anderen, sei dieses Andere ein Mensch, eine alternative soziale Ordnung oder eine an Popularität gewinnende Idee. Natürlich kann keine dieser Strategien Erfolg haben, da der Grund für den Zustand der Dinge nicht im Anderen liegt, doch führt die Projektion der eigenen Leere in eine fatale Zirkelbewegung. Indem die Leere auf den Anderen projiziert wird, um ihn zu zerstören, verwandelt dieser sich vom beneideten Besit-

zer eines begehrten Objekts in einen potentiellen Feind, der die Absicht besitzt, sich für die erlittene Unbill zu rächen. Dem drohenden Angriff des Anderen gilt es zuvor zu kommen, was dessen imaginäre Feindschaft und damit die Angst vor ihm abermals potenziert – eine Bewegung, die in einen sich mit jeder Umdrehung verschärfenden Teufelskreis führt, sofern nicht positiv besetzte Objekte dessen Bewegung ausgleichen.<sup>53</sup> In einer bröckelnden anti-ideologischen Ordnung ist es jedoch fraglich, woher solche Objekte kommen sollten, werden sie doch systematisch aus dem Diskurs verbannt oder lächerlich gemacht.

Die heutige gesellschaftliche Ordnung läuft damit Gefahr, von immer stärkeren Ressentiments und Aggressionen heimgesucht und zum Schauplatz zahlreicher Konflikte zu werden, in denen es vor allem darum geht, Andere und Anderes für die eigene Misere verantwortlich zu machen, die sich mit jedem Schritt innerhalb dieser zirkelförmigen Bewegung verschärft. Prinzipiell kann hierbei alles zum feindlichen Objekt werden. Eine fremde Kultur erscheint in diesem Kontext plötzlich als zersetzend, ein anderes Land als Gefahr für den Frieden, eine Idee als Bedrohung für die Gesellschaft, eine Minderheit als Hindernis sozialer Gleichheit – noch der Nachbar kann für die existentielle Leere, die unsere Alltagswelt strukturiert, zur Verantwortung gezogen werden. In dem Maße, wie sich Krankheiten wie die Depression ausbreiten und soziale Konflikte zunehmen, wird die Dislokation der etablierten Gesellschaftsstruktur zu einem immer spürbarer werdenden Zusammenbruch der Anti-Ideologie führen und schließlich einen Zustand herbeiführen, in dem uns jedwede Ordnung des Sozialen lieber ist, als in einer Gesellschaft zu leben, die keine Ordnung mehr besitzt. Die langsame Verwandlung der westlichen Demokratien in Staaten, die das Verfahren freier Wahlen mit zentralen Merkmalen von Polizeistaaten verbinden, wie es zur Zeit in Ungarn oder Italien geschieht, ist nur ein Schritt auf diesem Weg und sollte uns vor der Zukunft erschrecken lassen.

